Berlin, den 2. März 1901.

Diagnose.

Wunderschöne Artikel sind während der letzten Wochen in den Musterbetrieben hergestellt worden, denen die hohe Obrigkeit die Meinungsfabrikation anvertraut hat. So fleißig waren die Offiziösen selten; ohne Ueberstunden kanns nicht gegangen sein. Alle Tonarten wurden gespielt, alle Register gezogen. Zuerst erklang eine sanfte Weise. Der Deutsche, hieß es, habe zu politischer Verstimmung doch gar keinen Grund. Sei ringsum nicht eitel Sonnenschein? Der Dreibund ist unerschüttert und, mögen in Oesterreich und Italien Freunde oder Feinde der Politik Andrassys, Robilants und Crispis herrschen, unerschütterlich. Mit Rußland stehen wir so gut, daß der General von Werder, der frühere Botschafter, mit dem Zaren auf die Jagd geht. Von besonderer Intimität mit England kann im Ernst nicht geredet werden; das Verhältniß, auf das familiäre und dynastische Rücksichten natürlich nicht die geringste Wirkung üben, ist genau so, wie es zu Bismarcks Zeit war, und wird allein und ausschließlich vom deutschen Interesse bestimmt. Im Burenkrieg ist die „Regirung des Kaisers", die sich von Volksleidenschaften nicht fortreißen lassen darf, in den Grenzen strengster Neutralität geblieben und hat nicht eine Sekunde vergessen, daß jeder Versuch, zu Gunsten der Holländer zu interveniren, dem Deutschen Reich die Gefahr völliger Isolirung heraufgeführt hätte; das erste Symptom deutscher Unfreundlichkeit gegen Großbritannien hätte die franko-russisch-britische Koalition geschaffen. In China entwickeln die Dinge sich ganz nach Wunsch. Graf Waldersee blickt auf große strategische und noch größere diplomatische Erfolge zurück

und schon naht den christlichen Großmächten die frohe Stunde, wo alle schuldigen Mandarinen hingerichtet oder zum Selbstmord gezwungen sein werden. So sieht es draußen aus. Und im Reich selbst? Beim Abschluß neuer Handelsverträge werden die berechtigten Wünsche der Landwirthschaft, des Handels und der Industrie „thunlichst" erfüllt, jedenfalls wird kein Stand dem anderen vorgezogen werden. Internationale Verwickelungen sind von der neuen Handelspolitik um so weniger zu fürchten, als wir mit allen Kontrahenten in ungetrübter Freundschaft leben. In Preußen ist das gewaltige Kulturwerk des Mittellandkanals fast schon gesichert, das Abertausenden auf Jahre hinaus lohnende Arbeit geben und die üble Wirkung des wirthschaftlichen Niederganges mildern wird. Mehr als irgend ein anderes Volk hat das deutsche Grund zur Zufriedenheit. Doch dieses merkwürdige Volk verstopfte den Flötentönen plötzlich das Ohr und wollte sich von seiner Glückseligkeit nicht überzeugen lassen. Da packte der Offiziösen Herzen heiliger Zorn und sie wurden grob. Eduards des Siebenten erhabene Majestät wenigstens solle man nicht antasten. Der Kaiser verehre seinen Ohm und nur Gesinnungroheit könne sich gegen den Herrscher einer befreundeten Nation mit Haß und Hohn waffnen. Love's Labour's lost. Den groben antworteten gröbere Stimmen und riefen, die offiziöse Schilderei sei alberner Schwindel. Vom Dreibund sprächen Erwachsene überhaupt nicht mehr; der werde in dem Augenblick versagen, wo er in Aktion treten solle. Das ostasiatische Abenteuer und das Gekose mit England habe die Russen so geärgert, daß auch der alte Werder in Petersburg nicht viel ausrichten werde. Mit dem Geschwätz von der strengsten Neutralität möge man uns endlich verschonen; materiell und moralisch sei England von uns unterstützt worden. Vor fünf Jahren haben die Offiziere der Royal Dragoons das Bild des Deutschen Kaisers beschmutzt, die Volunteers das von Wimmer im Auftrag des Monarchen gemalte Portrait gegen die Wand gekehrt, — und jetzt solle der Deutsche jubeln, weil Wilhelm der Zweite zum Feldmarschall des wahrlich nicht glorreichen Britenheeres ernannt worden ist. Earl Roberts hat den Schwarzen Adler bekommen, dem alten Krüger aber ist abgewinkt worden. Das nenne man heutzutage Neutralität. In China wird unsere Lage von Woche zu Woche unbehaglicher. Waldersees Oberbefehl will sich Keiner mehr fügen, um Chinesenschädel wird wie um Kohlköpfe geschachert und der ganze Haß der aufgescheuchten Konfuzianerschaaren wendet sich gegen Deutschland, das die Folgen spüren wird, wenn es in Ostasien seinen Geschäftskreis erweitern will. Und zu diesen Komplikationen kommt nun noch eine Handelspolitik, die

Alles über den Haufen werfen will, was im Anfang der neunziger Jahre mit lange nachfühlbarem Kraftaufwand geschaffen wurde. Die Russen werden, wie Wittes heftiger Artikel beweist, schon sehr ungemüthlich. Wozu denn die künstliche Exportförderung und die hastige Flottenvermehrung, wenn wir wieder in die Politik eines Agrarstaates zurückfallen wollen? Schließlich sind wir doch keine Kinder, die sich, je nach der Regirenden Laune, rechtwärts oder linkwärts leiten lassen. Die hohen Herren mögen nur herumhorchen: überall werden sie den Ausdruck unmuthiger Verstimmung hören.

Die so sprechen, fälschen die Wahrheit nicht. Seit Jahren traf man in den deutschen Grenzen nicht so viele politisch verdrossene Menschen wie jetzt. Keinem offiziellen — und erst recht keinem offiziösen — Wort wird mehr geglaubt. Ueber Nacht ist das papierne Pantheon eingestürzt, das dem staatsmännischen Ruhm des Grafen Bülow errichtet war, und der Kanzler sollte zu klug sein, um glauben zu können, solcher Mißmuth sei durch sanfte oder gar durch grobe Artikel aus der deutschen Welt zu schaffen. Er ist in übler Lage. Den konservativen Führern hat er versprochen, seinen Abschied zu nehmen, wenn er den Kaiser nicht für höhere Kornzölle gewinnen könne. Das scheint ihm gelungen zu sein; schon aber umdräuen ihn nun andere Schwierigkeiten. Erstens ist es sehr zweifelhaft, ob er in den Verhandlungen mit Rußland und Oesterreich so hohe Kornzollsätze erreichen kann, wie unsere Landwirthe sie fordern und brauchen. Die Herren Witte und Kowalewskij haben heute, nachdem der Caprivismus der russischen Industrie zu rascher Blüthe verholfen hat, Mittel genug, uns zu ärgern. Und wird, wie Manche wünschen, den Russen ein Vorzugstarif bewilligt, dann könnte höchstens noch auf dem im Antrag Kanitz angedeuteten Wege den deutschen Getreidebauern ein wirksamer Schutz gesichert werden. Das aber wird nicht leicht zu erreichen sein; denn — hier beginnt die zweite Schwierigkeit — die Zeit der für Deutschland günstigen Wirthschaftkonjunktur ist einstweilen vorbei, wir müssen mit beträchtlich wachsender Arbeitlosigkeit rechnen, das Massenelend wird von den geschickten Demagogen des Freihandels ins Schuldbuch der „Brotwucherer" geschrieben werden und es ist mindestens fraglich, ob die katholischen Gewerkschaften das Centrum nicht hindern können, einer ausreichenden Erhöhung der Lebensmittelzölle zuzustimmen. Solche Erhöhung in einer Epoche wirthschaftlicher Depression ohne Gefahr durchzuführen: Das vermag nur ein muthiger, nicht nach Popularität langender, durch unbestreitbare Erfolge in seinem Ansehen gestärkter Staatsmann. Und diese unter allen Umständen schwer zu erfüllende Pflicht wird dem Kanzler in einem Augen-

blick aufgebürdet, wo der wichtigste Gegenkontrahent das alte deutschfeindliche Ressentiment wieder erwachen fühlt. Ists nicht sinnlos, totschweigen zu wollen, was in Europa die Spatzen von allen Dächern pfeifen? Das Deutsche Reich war nie in so unbequemer Bedrängniß wie jetzt, nie so sehr von der Gefahr einer übermächtigen Koalition bedroht. Es hat seinen Furcht erzwingenden Nimbus in China, den Ruf unbedingter Zuverlässigkeit in Südafrika verloren und als offen und heimlich den Briten verbündete Macht sich das moskowitische Mißtrauen zugezogen. Die Engländer haben uns, um die deutsch-russische Reibungfläche zu vergrößern, nach China gelockt, die Engländer werden jubeln, wenn wir mit dem Zarenreich in einen Zollkrieg gerathen, jeden Funken der Zwietracht zu heller Flamme anblasen und dann die Gelegenheit zu einer Verständigung mit Rußland suchen, die — Uchtomskij sagt es schon jetzt — für fünfzig, vielleicht für hundert Jahre auf Deutschlands Kosten nicht allzu schwer zu finden wäre... Graf Bülow hat große Fehler gemacht oder doch mit seinem Namen gedeckt. Er hat die Politik des Journalisten getrieben, der über die Eintagswirkung nicht hinausdenkt, und scheint nun nicht zu begreifen, woher die Verstimmung des Volkes stammt, das ihn vor ein paar Monaten noch wie eine Hoffnung begrüßte.

Ein politischer Aetiologe könnte ihn aufklären. Das Volk ist enttäuscht und der großen Worte überdrüssig. Goldene Berge sind ihm versprochen, hohe Ziele gezeigt worden, doch die erhoffte Herrlichkeit wird immer dichter vom Nebel umhüllt. Keiner Verheißung ist die Erfüllung, keiner tönenden Rede die Schöpferthat gefolgt. Immer wieder die selben Konflikte, das selbe Schwanken zwischen agrarischer und exporthändlerischer Politik, die selbe Unstetheit im Verhältniß zu den Weltmächten im Osten und Westen, — heute wie vor zehn Jahren. Eine trostlose Bilanz, die nur verschleiert blieb, weil die Einzelnen Geld verdienten. Jetzt stockt der gleißende Strom; und jetzt versagt jedes Reizmittel. Das Interesse für politische Vorgänge schwindet allmählich. Wozu sich erhitzen? Der nächste Morgen bringt ja doch wieder ein anderes Bild. Und wozu sich um die Fähigkeit oder Unfähigkeit von Ministern kümmern, die doch nur die Bethätigung eines höheren Willens nachträglich zu rechtfertigen und mit Gründen zu versehen haben?

Die so denken, vergessen, daß sie nicht in einem Patriarchalstaat leben. Schon vor fast dreißig Jahren hat Paul de Lagarde geschrieben: „Entsagt die Nation ihrem Recht und ihrer Pflicht, selbst thätig zu sein, überläßt sie dem Staate die definitive Regelung ihrer eigensten Angelegenheiten, so dankt sie dadurch als Nation ab und unterzeichnet selbst ihren Totenschein. Ein

Vaterland gehört in die Zahl der ethischen Mächte und darum können seine Angelegenheiten nicht vom Regirungtisch aus, sondern nur durch das ethische Pathos aller seiner Kinder besorgt werden. Deutschland ist die Gesammtheit aller deutsch empfindenden, deutsch denkenden, deutsch wollenden Deutschen: jeder Einzelne von uns ein Landesverräther, wenn er nicht in dieser Einsicht sich für die Existenz, das Glück, die Zukunft des Vaterlandes in jedem Augenblick seines Lebens persönlich verantwortlich erachtet, jeder Einzelne ein Held und ein Befreier, wenn er es thut." Hätte die Mehrheit der Deutschen dieser Mahnung gehorcht, dann wären wir nicht so weit gekommen, wie wir heute sind. Dann hätte sie den Regirenden kurz und bündig gesagt: Nicht von Eurer esoterischen Weisheit, sondern von eigener Kräfte klugem Walten erwarten wir unseres Schicksals Gestaltung; Ihr seid als Bahnwärter, Weichensteller und Lokomotivenführer in unserem Sold und habt nicht die geheimnißvoll thronende Vorsehung zu spielen, die uns beglückt oder straft, streichelt oder auf die Finger klopft. Wir glauben an keinen paracelsischen Archeus mehr, der von seinem Thron aus den ganzen Lebensprozeß regelt, und verlangen von Euch nicht, daß Ihr im Handumdrehen uns von allen Leiden befreit, nach dem Muster mittelalterlicher Meßdoktoren, die auf den Märkten schrien:

Ich bin ein Doktor der Artzney,
An dem Harn kann ich sehen frey,
Was Kranckheit ein Menschn thut beladn.
Dem kann ich helfen mit Gotts gnadn
Durch ein Syrup oder Rezept,
Das seiner Kranckheit widerstrebt,
Daß der Mensch wider werd gesund:
Arabo die Artzney erfund.

Wir haben nicht, des von oben kommenden Segens harrend, zu Ministersesseln aufzublicken, nicht, wenn der Segen ausbleibt, jammernd die Hände zu ringen. Die Verfassung des Reiches giebt uns die Möglichkeit, Heil zu schaffen, Unheil zu hindern. Die Leute, die seit Jahren thatlos und wortlos die wachsende Verwirrung und das Nahen des Unwetters sahen, haben jetzt nicht das Recht, in wehleidigem Greisenmarasmus über der Zeit schwere Noth zu greinen. Statt zu seufzen und über des gestern angebeteten Kanzlers Kurzsicht zu klagen, sollten sie sich kraftvoll regen und, ohne noch länger zu säumen, dafür sorgen, daß in Deutschland endlich so regirt wird, wie die Last und Folgen der Reichspolitik tragende Volksmehrheit verlangt.

❦

Weibliche Philosophie.

In einer geistvollen kleinen Schrift, „Die Frauen in der Philosophie“, hat Professor Joel in Basel einmal die Frage nach dem Antheil des Weibes an der Philosophie untersucht und die Antwort gegeben, daß dieser Antheil, wie sich zahlenmäßig nachweisen ließe, erstaunlich gering sei. Erstaunlich, weil die Philosophie einem „Garten mit offenen Thoren“ gleicht, „wo Jeder, der Gedanken zuträgt, willkommen geheißen wird.“ Und doch scheint das Weib, das hier also keine Absperrung findet, gerade an dieser Stelle eine Art spröder oder scheuer Zurückhaltung zu üben, die mit ihrem sonstigen, auf den meisten Gebieten des Wissens wahrnehmbaren Drang der Bethätigung wenig übereinstimmt. Allmählich scheint sich aber in dieser Beziehung eine gewisse Veränderung anzubahnen. Mir begegnen seit einiger Zeit sehr viele Theosophen und namentlich sehr viele Theosophinnen. Vor mir liegt eine Monatsschrift: „Der Bâhan. Zeitschrift für Theosophie, Organ der Theosophischen Gesellschaft“. In der zweiten Nummer dieses Jahrgangs wird über die im Juli in London abgehaltene alljährliche Zusammenkunft der europäischen Sektion der Gesellschaft berichtet. Sie war nach dem Bericht von einigen hundert Personen besucht, die hauptsächlich dem Ausland (Amerika, Indien, Australien, Belgien, Holland, Frankreich, Deutschland u. s. w.) angehörten. Der Jahresbericht ergab, daß die Gesellschaft jetzt 8 Sektionen mit zusammen 321 über die ganze civilisirte Welt vertheilten Logen zählt. In Italien allein sind in den letzten drei Jahren 4 Logen mit 150 Mitgliedern, hauptsächlich durch weibliche Bemühungen, gegründet worden. Dort hatten eine Frau Cooper-Oakley und Frau Lloyd den Boden für die Agitation der Frau Annie Besant vorbereitet. Diese Dame steht im Mittelpunkte der Bewegung. Ihr Name übt „einen magischen Reiz“ aus. Sie gilt als „die anerkannt bedeutendste Rednerin“, die in ihren Vorträgen das theosophische Gebiet nach allen Richtungen hin bearbeitet. Aber auch als Missionarin greift sie praktisch fördernd ein. So hatte sie nach Rom zur Abhaltung von Vorträgen einen jungen Brahminen entsendet, der nach dem Zeugniß von Fräulein von Meysenbug schon „durch das kleidsame weiße Kostüm seiner Heimath, den malerischen Turban auf dem schwarzen Haar, die dunklen, schwärmerischen Augen auf die zahlreich herbeigeeilten Zuhörerinnen“ eine besondere Anziehungskraft übte.

Frau Besant scheint in ihrer jetzigen Stellung die Nachfolge der bekannten Frau Blavatsky übernommen zu haben, die mit dem jetzt noch den Vorsitz führenden Oberst Olcott 1875 in New-York die Theosophische Gesellschaft gründete. Ihre Schriften, namentlich die aus angeblich nur ihr zugänglichen geheimen Quellen geschöpfte Offenbarungschrift The secret doc-

trine, bilden einen wesentlichen Bestandtheil des theosophischen Lehrgebäudes. Außer den vorher erwähnten Damen und Frau Besant sind aber auch noch andere weibliche Kräfte hervorragend thätig, so Frau Bessie Leo, die Gattin des Redakteurs der Modern Astrology, einer Zeitschrift, in der die theosophische, „esoterische“ Seite der Astrologie nach indischer Lehre und Hypothese mit Vorliebe gepflegt wird.

Woher nun dieses so sichtlich zu Tage tretende weibliche Interesse gerade für diese Richtung, woher überhaupt das Interesse, das heute unverkennbar in zunehmendem Maß einer Anschauung entgegengebracht wird, die unseren westlichen Einsichten und vorgefaßten Meinungen in den meisten Punkten direkt zu widersprechen scheint? Die Antwort darauf ist nicht leicht zu finden. Ich glaube, man hat Folgendes dabei in Betracht zu ziehen. Unsere Zeit ist voll von Protesten und die Zahl der Protestirenden vermehrt sich beständig. Mit einem solchen Protest, der sich auf das religiöse Gebiet bezieht, tritt aber auch die Theosophie auf. Sie formulirt ihn nicht ausdrücklich als solchen, aber er ist implicite in ihr enthalten. Sie will — nach Frau Besants Auseinandersetzungen über „den inneren Zweck der Theosophischen Gesellschaft“ — nicht als eine „besondere“ Religion angesehen sein, aber sie erhebt den viel größeren Anspruch, Religion zu sein. Darauf fußend, verneint sie keine Religion, aber sie verlangt von jeder, daß auch sie keine andere verneine. „Das ist“, meint Frau Besant, „die Botschaft für die Welt, der esoterische Zweck der theosophischen Bewegung, alle Glaubensysteme zu vereinigen, sie als Brüder zu betrachten und nicht als Gegner, alle Religionen zu einer goldenen Kette für den Dienst der Menschheit zusammenzuschließen“. Mit anderen Worten: jede Religion soll auf Das verzichten, was bisher von ihrem Wesen unzertrennlich war: sich als im ausschließlichen Besitz der Heilswahrheit, des „wahren Glaubens“, befindlich zu betrachten, dem jeder andere Glaube als verderblicher Irrwahn gegenübersteht. Ist sie auf diesen Verzicht eingegangen, so entfällt damit natürlich auch für sie die Pflicht und die Befugniß, anderen Völkern ihren Glaubensschatz als Heilsbotschaft, die ja nun nicht mehr existirt, zu bringen. Enthalten die religiösen Vorstellungen und Behauptungen keine unbedingte, objektive Wahrheit, so sind sie nur als subjektive Vorstellungen und Annahmen zu betrachten. Auf diesem Standpunkt können sich dann die Religionen mit einander vertragen. Sie werden sich nun nicht mehr im Gewissen gedrungen fühlen können, in anderer Völker Gebiet einzubrechen und ihnen die eigenen Glaubensvorstellungen mit sanften oder scharfen Mitteln, je nach den Umständen, beizubringen oder aufzunöthigen. Denn es handelt sich ja nun nur noch um subjektive Vorstellungen und Annahmen. Von diesen kann aber nicht mehr, wie von Wahrheiten, behauptet werden, daß der Irrgläubige sie zu seinem Heil durchaus erfahren und sich aneignen müsse.

Welcher erwünschte Zustand träte also ein! Wie Viele werden freudig zustimmen — namentlich auch aus wirthschaftlichen Gründen, wozu die chinesischen Wirren jetzt besonders drastische Belege liefern —, wenn es heißt, alle Religionen sollen sich mit einander vertragen, jede soll die andere gewähren lassen! Sagt man Denen, die diese Meinung vertreten: dann müßt Ihr aber auch die Wahrheit aus Eurer Religion streichen oder auf Eure Religion nicht fürder als auf einzige Wahrheit schwören, denn sonst müßt Ihr diese im Sinn der Missionthätigkeit auch den Widerstrebenden zu ihrem eigenen Heil bringen, — zieht man diese Konsequenz, so wollen allerdings die Wenigsten davon Etwas wissen. Die Meisten lieben eine direkte Verneinung nicht, wohl aber eine indirekte. Da erscheint denn der Standpunkt der Theosophie sehr annehmbar. Auch sie verneint ja keine Religion; im Gegentheil: sie umarmt Alle, freilich mit einer Zärtlichkeit, bei der ihnen der Lebensathem — die Ueberzeugung, den wahren Glauben zu besitzen — ausgeht. Sie kommt aber auf diesem Wege, sogar im Gewande einer religiösen Formel, zu dem Verlangen, das den Meisten heute als die Hauptsache erscheint: die religiösen Bekenntnisse sollen auf Bekehrungen verzichten und ihr Glaubensfeuer auslöschen. Und hierin besonders dürfte für Alle, die sich mit Theosophie nicht allzu intim einlassen, sich von ihr aber doch, wenigstens oberflächlich, eigenthümlich angezogen fühlen, der stärkste Zauber liegen.

Ein Anderes tritt hinzu. Die Theosophie umfaßt Vieles, um das sich die Meisten nicht kümmern können, vor Allem aber umfaßt sie Eins, um das sich Jeder kümmern muß, der irgendwie in Beziehungen zu ihr tritt: die Lehre von der Reinkarnation. Diese ist im Grunde bei uns kein Fremdling, wenn sie auch nie einen festen Boden zu gewinnen vermochte. Schon Lessing gedachte ihrer zustimmend in seinen Thesen „über die Erziehung des Menschengeschlechtes", Herder grübelte ihr nach und war, zeitweise wenigstens, der Ansicht, daß Unsterblichkeit nur zu denken sei als Wiedergeburt der Seele in einem anderen menschlichen Körper. In der spekulativen Periode ruhte die Unsterblichkeitfrage fast ganz; in der materialistischen und pessimistischen ward sie wieder aufgenommen, aber in verneinendem Sinn beantwortet, die Fortexistenz der Seele in irgend welcher Form also geleugnet. Die neuste Zeit hat sich auch davon wieder abgewandt. Unbefriedigt von der Annahme der Vernichtung, unbefriedigt von den christlichen Glaubensvorstellungen, schwankt der moderne Mensch zwischen Beiden hin und her; und wie es sehr häufig in solchen Fällen geht, wählt er dann das Dritte, in diesem Fall die Reinkarnation. Ein gewisser mystischer Zug dieser Annahme ist ja nicht in Abrede zu stellen, aber in den Augen Dessen, dem die anthropomorphistische Vorstellung der christlichen Lehre anstößig ist, gereicht ihr Das kaum zum Schaden, während auf der anderen Seite der rationelle Zug,

der Lessing zu dieser Lehre hinzog: die in der Reinkarnation sich angeblich vollziehende Selbst-Erziehung des Menschen, ihr ernsthafte Anhänger erwirbt.

Erst im Licht solcher Betrachtung begreift man das Anwachsen der theosophischen Bewegung in der christlichen Welt. Es ruht, sehen wir ihm auf den Grund, wesentlich auf einem Schwinden der Festigkeit im christlichen Glaubensbesitz, sowohl was die Vereinigung aller Glaubenssysteme in eine Gemeinsamkeit als was die Reinkarnation betrifft. Daß bei der ersten ein logischer Widersinn mit unterläuft, der sich dem schärfer Blickenden allerdings unangenehm fühlbar macht, hat um so weniger zu bedeuten, als die Meisten ihn gar nicht bemerken werden, während sie von dem Klang der allgemeinen Friedensschalmei, in den auch alle Religionen mit einstimmen sollen, sich sehr erbaut fühlen.

Daß aber das weibliche Element sich von der Theosophie so besonders angezogen fühlt, daß es instinktiv hier seine Domäne erkennt und erfaßt, hat noch einen besonderen Grund, den man nur verstehen kann, wenn man sich den Inhalt der theosophischen Anschauungwelt im Umriß vergegenwärtigt. Da eine sachliche Prüfung nicht in meiner Absicht liegt und ich nicht in den Ozean der Theosophie*) untertauchen möchte, beschränke ich mich darauf, einige Hauptpunkte hervorzuheben. Man kann zur besseren Uebersicht drei Theile unterscheiden: die theosophische Kosmogonie, ihre Karmalehre und ihre Seelenlehre. Die Kosmogonie trägt — um einen Ausdruck zu gebrauchen, der allerdings nicht streng theosophisch ist — evolutionistisches Gepräge. Die Schöpfung aus dem Nichts wird verworfen. Das Homogene differenzirt sich zum Heterogenen. Eine aufsteigende Wesensverwandlung — äußerlich betrachtet und so weit der Mensch dabei in Betracht kommt — durch alle stofflichen Formen und Qualitäten hindurch vollzieht sich bis zur Herstellung der Lebensbedingungen des Menschen. Die Zahl 7 dominirt in der Kosmogonie. Alle Welten und Wesen, auch der Mensch, haben eine siebenfache Natur. Auch die Erde ist einer siebenfachen Kette von Welten eingereiht. Die Karmalehre bildet zusammen mit der Reinkarnation eine absolute Vergeltunglehre, gegründet auf die Annahme, daß jeder Mensch in einer späteren Verkörperung erntet, was er in einer früheren gesät hat und wofür ihn die Verantwortung trifft, da er nach theosophischer Annahme sein eigenes Entwickelungprodukt ist. Der Prozeß der Reinkarnation soll zugleich eine Läuterung darstellen, bis zur Verschmelzung mit dem Absoluten. Doch gilt Das nur für die Menschen, die sich die Unsterblichkeit in diesem Sinn durch beständige Läuterung gewissermassen erobern.**)

*) The Ocean of Theosophy. By W. Q. Judge, London 1898.

**) We say, that man and soul have to conquer their immortality by ascending towards the unity, with which, if succesful, they will be

Aus der sehr komplizirten Seelenlehre will ich nur die siebenfache Eintheilung des Menschen anführen: in Körper, Lebensprinzip, Astralleib, Sitz der Leidenschaften und Begierden (Kâma Rûpa), Geist, Intelligenz, die geistige Seele, das Absolute und dessen Ausstrahlung. Die vier ersten Prinzipien bilden den niederen oder physischen, die drei folgenden den höheren oder spirituellen Theil des Menschen. Nur was durch die letzten beiden Prinzipien — im Sanskrit: Buddhi, Atma — unlöslich verbunden ward, ist unsterblich. Die Seele des Menschen, seine Persönlichkeit ist an und für sich weder unsterblich, noch ewig, noch göttlich.

Der Karmalehre mißt die Theosophie eine außerordentlich hohe sittlich-erzieherische Wirkung bei. „Die Hauptsache", heißt es in dem Key to Theosophy, „ist, die größte Quelle aller Verbrechen und Unsittlichkeit, den Glauben, daß der Mensch den Folgen seines Thuns entgehen könne, zu verstopfen". Inwiefern die Reinkarnation Das zu Wege bringen kann, da doch der reinkarnirte Mensch kein Identitätbewußtsein mit sich selbst in einer früheren Periode seines Lebens besitzt und keins in eine spätere mit hinüber nimmt, bleibt aber ein theosophisches Geheimniß. Als zur Kosmogonie gehörig mag noch der sogenannte „Cyklus des Lebens" erwähnt werden.

Wie ich schon sagte, nimmt die Theosophie keine „Schöpfung" an, sondern ein in periodischer Aufeinanderfolge mit Zwischenräumen von ungeheurer Zeitdauer erfolgendes Hervortreten des Universums aus dem Stande der Subjektivität in den der Objektivität. Wie die Sonne jeden Morgen an unserem objektiven Horizont erscheint und dann ihm wieder entschwindet, so das Universum aus seiner Subjektivität, in die es periodisch wieder zurückkehrt, wenn die „Allgemeine Nacht" anbricht. In der Hindusprache heißen so die „Tage und Nächte von Brahma." Die westliche Wissenschaft und das an ihr gebildete Durchschnittsbewußtsein vermag selbstverständlich dem Gedankenkreis und den Aufstellungen der Theosophie gegenüber kaum einen anderen Standpunkt einzunehmen als den, daß sie diese als phantastisch und visionär, ausschweifend und unhaltbar be- und verurtheilt. Vielleicht ist Das doch nicht in allen Punkten zutreffend. Aber ein Vergleich drängt sich unwillkürlich auf. Der theosophische Gedankeninhalt macht ja nicht gerade den Eindruck von Etwas, das erklügelt und ersonnen ist. Wie der Neuplatonismus, mit dem er innerlich so nah verwandt ist, muthet er mehr wie eine Eingebung an, aber allerdings wie die Eingebung eines Gehirns, das von unserem ganz verschieden ist. Welches ist nun dieses andere Gehirn? Schon lange unterscheidet die Wissenschaft zwischen einem sogenannten „Bauchgehirn" und

---

finally linked and into which they are finally, so to speak, absorbed. (Blavatsky, Key to Theosophy p. 70.)

dem Kopfgehirn; unter dem ersten versteht sie hauptsächlich die intellektuelle Seite des Sonnengeflechts, das im Somnambulismus besonders hervortritt und eine eigenthümliche Gestaltung erlangt. Wo eine von dem Bauchgehirn mehr oder weniger beeinflußte, also dem Somnambulismus verwandte Richtung im Geistesleben das Uebergewicht erlangt, da bildet sich eine Neigung zur passiven Beschaulichkeit für die Ergründung der Wahrheit aus. Wenn für die Arbeit des Kopfgehirns der Spruch gilt: „Sammle Dich, prüfe und ergreife", so gilt gerade umgekehrt für die Arbeit des Bauchgehirns die Devise: „Versenke Dich, laß Dich ergreifen und schaue". Das Alles ist echt weiblich, ist jedenfalls dem weiblichen Organismus und Seelenleben verwandter als dem männlichen; auch der Somnambulismus hat ja innerhalb des weiblichen Geschlechts seine meisten und vorzüglichsten Vertreter gefunden.

Das Bauchgehirn und das Kopfgehirn stehen einander antipodisch gegenüber. Das Kopfgehirn behält sich nur die Prüfung vor, während das Bauchgehirn einen inneren Zug zu der der Prüfung überlegenen unmittelbaren Gewißheit, der Intuition, bekundet. Es ist ungemein charakteristisch, wie die theosophische Theorie im Manas, worunter sie das eigentliche menschliche Ich (real human Ego) versteht, zwischen einem niederen und höheren Manas unterscheidet. Das höhere ist himmelanstrebend, in edelsten Aspirationen und unsterblichen Neigungen, das niedere befaßt sich mit dem irdischen Denken und strebt in der Richtung der Leidenschaften und des Begehrens. Dadurch kommt das Denken, dem wir geneigt sein würden, eine besonders vornehme Stellung einzuräumen, nicht allein an die zweite Stelle, sondern auch in eine erniedrigte Stellung, während aller Glanz auf die Gefühlsseite fällt. Auch in dieser Neigung, das Denken dem Gefühl, überhaupt die Denkarbeit und ihre Ergebnisse der Intuition unterzuordnen, spiegelt sich ein Zug der weiblichen Natur.

Aus dem Nachweis, den ich zu geben versucht habe, daß in der Theosophie, zum Theil wenigstens, Eingebungen vertreten sind, die an den Somnambulismus streifen, läßt sich ein Schluß ziehen, der das Verhalten der exakten Wissenschaft, wie es wenigstens in Bezug auf gewisse theosophische Behauptungen sein sollte, betrifft. Das in der Wissenschaft vertretene Kopfgehirn hat sein vornehmstes Kennzeichen: ohne Ansehen der Person und Sache zu prüfen, so weit seine Mittel reichen, auch hier zu bewähren, wo es mit dem Bauchgehirn zu thun bekommt. Daß dieses aber gelegentlich in der Lage ist, namentlich im Somnambulismus, subtilste Aufschlüsse zu geben und Verborgenes, das ihm nicht verborgen ist, ans Licht zu ziehen, ist zu bekannt und durch zu viele Thatsachen belegt, als daß sich darüber noch streiten ließe. Wird man sich zu hüten haben, einer aus somnambuler Quelle stammenden Aussage und Behauptung ohne Weiteres unbedingten Glauben zu

schenken, so wird man mindestens eben so sehr davon Abstand nehmen müssen, ihnen in allen Fällen direkt zu widersprechen, nur, weil sie aus somnambulem Hellsehen hervorgegangen sind. Auf das vorliegende Gebiet angewandt, heißt Das: es wäre kurzsichtig, wollte die Wissenschaft jede Behauptung der Theosophie rundweg abweisen und sie nicht wenigstens als Hypothese im Auge behalten, wo es an jeder sonstigen bündigen Erklärung fehlt. Das dürfte namentlich für viele der in den spiritistischen Cirkeln beobachteten Erscheinungen zutreffen, die aller Bemühungen, sie auf eine rationelle Formel zu bringen, spotten. Die mechanischen Ableitungen sind als unzureichend erkannt, die Halluzination-Hypothese hat man längst, ihrer inneren Unmöglichkeit wegen, fallen lassen, von den spiritistischen Auslegungen will man auch nichts wissen: so scheint die theosophische Zurückführung des Räthsels mancher Phänomene auf die Beschaffenheit und Thätigkeit des sogenannten Astralleibes wenigstens als Erklärungversuch beachtenswerth, da auch er gänzlich antispiritistisch ist.

Die Theosophie hat den Muth des Tiefsinnes für sich. Das ist gegenüber der Auffassung verflachter Selbstverständlichkeit ihre starke Seite. Ihre schwache ist, daß sie zu viel zu wissen glaubt, daß sie die Erkenntnißarbeit für abgethan hält, wo die Prüfung erst beginnen sollte. Damit wächst sie sich zu einem Uebermenschenthum auf diesem Gebiet aus, das allerdings mit dem Scheitel an die Sterne rührt, aber den Boden unter den Füßen verliert. Doch kann mancher Fingerzeig von ihr, wenn er beachtet wird, vielleicht zu besserer Einsicht in verwickelte Probleme verhelfen. Man kann von ihr lernen; freilich kann die Wissenschaft nur auf ihre Art und Weise — durch Prüfung und Untersuchung — überhaupt ihr Wissensgebiet erweitern. Auf diese Weise kann sich manchmal, ganz ungesucht und unbeabsichtigt, wenigstens in einzelnen Punkten eine Annäherung vollziehen. Wenn zum Beispiel der Professor der Physik an der Universität Liverpool, J. Lodge — kein Theosoph! — über die Bewegung von Gegenständen, die nicht berührt wurden, sagt: es sei wahrscheinlich, daß der Gegenstand, bevor die Bewegung erfolge, von irgend Etwas berührt worden sei, und dieses Etwas scheine einer zeitweiligen Verlängerung aus dem Körper des Mediums, einer Projektion oder Prolongation der „vitalen Thätigkeit ähnlich zu sein", und wenn die Theosophie in solchem Fall den Bewegungfaktor in eine Berührung durch den Astralkörper verlegt, so scheinen mir die Standpunkte des Physikers und des Theosophen wenigstens nicht gerade meilenweit von einander entfernt. Der selbe Gelehrte sagt über diese und ähnliche Phänomene: die spiritualistische Hypothese sei zu wenig wissenschaftlich gestaltet; jedenfalls scheine eine Erweiterung der anerkannten Gesetze der Biologie vorzuliegen. Es seien die vorausgeworfenen Schatten einer Masse neuen Wissens, die ersten Stufen eines großen Wissensgebäudes; das Bedürfniß der Zukunft sei

ein psychisches Laboratorium. Da könnte ja auch der Astralkörper in einem solchen Laboratorium ein Unterkommen finden.

Einige Jahre nach der Gründung der Theosophischen Gesellschaft verlegte sie ihr Hauptquartier nach Bombay, dann nach Adyar, einem Vorort von Madras, wo sie dreizehn acres Land erwarb. In einem äußerst malerisch gelegenen, von Rosen in üppigster Fülle umwucherten Park ist jetzt der Sitz der Gesellschaft und die Wohnung des Präsidenten, des Obersten Olcott. In dem selben Gebäude giebt es noch Räume für Gäste, deren stets eine Anzahl vorhanden ist, ferner eine geräumige, vornehm ausgestattete Lesehalle und die Bibliothek, die sehr werthvolle, im Westen noch unbekannte Manuskripte enthalten soll. Auch eine der Gesellschaft freundlich gesinnte Brahmine wohnt in einer am Ende einer Palmenallee gelegenen bescheidenen Hütte; der theosophischen Auffassung gilt er als einer der sogenannten „Meister", die bestimmt und berufen sind, die Weisheitlehre zu verwahren und ihre Verbreitung in der Menschheit bis zum endlichen Sieg durch Lehre und Beispiel zu überwachen. Frau Besant hat ihren Aufenthalt in dem Wallfahrtort Benares. Dort hat die Gesellschaft eine Akademie gegründet, wo Hindu-Studenten in die Lehren und Anschauungen der Theosophie eingeführt werden.

Dresden-Plauen. Dr. Julius Duboc.

Symbolische Kunst.

Mächtiger, als man gemeinhin annimmt, ist die Bewegung angewachsen, die darauf ausgeht, unserer Gefühls- und Abstraktionwelt typische Ausdrucksformen zu verleihen; sie zeigt sich in den zahllosen Bestrebungen, die flüchtigsten Empfindungreize in Wort oder Linie zu bannen eben so sehr wie in der Anwendung neu gewonnener formaler Ideen und Grundgesetze auf ein technisches Gebiet. Auch hier soll jede Kunstleistung in ihrer äußeren Ausprägung den inneren Sinn, das Geheimniß ihres Wachsthumes und Werdeganges dem empfindenden Auge offenbaren, soll das jedem Dinge innewohnende Immaterielle wie eine heimliche Beseelung die Körperlichkeit des Gegenstandes durchdringen. Alle Erzeugnisse der schmückenden Kunst könnten in diesem Sinn unter der Bezeichnung „symbolische Kunst" mitinbegriffen werden, insofern sie ein innerlich Geschautes verkörpern und in der Einheitvollendung ihrer Konstruktion zum Ausdruck bringen. Das ganze stilisirende Element, das das Konkrete ins Phantastische, das geschlossen Körperhafte in Linie und Arabeske überleitet und so gleichsam

das Wesen des Gebildes bloslegt und ausdeutet und in seinen seltsamen Windungen und Verschlingungen eine eigene Rhythmik darstellt, ein Bewegungspiel versinnlichter, suggestiver Figuren, beruht auf einer abstrahirenden Tendenz, die das Stoffliche in eine vergeistigte, sublimirte Form übergehen läßt, wo es uns in seiner Grundidee berührt.

Allein dieser Erweiterung des Begriffes ins Dekorative steht eine andere, tiefere Fassung gegenüber. Danach erblicken wir den Werth des Symbolischen nicht so sehr im Bildlichen, in den begrifflichen Andeutungen, die darin gesammelt sind, im Dialektischen der Motive, sondern vielmehr in einer inneren Unbegrenztheit, einem pantheistischen Grundzug seines Wesens, wodurch die schlummernden Kräfte unserer eigenen Seele in Schwingung gerathen und sich mit der vom Symbol verkörperten Natur berühren. Jedes Kunstwerk ist symbolisch, das durch die Intensität der Energien, die in ihm zusammenströmen, auf den Ausdruck seiner tiefsten Innerlichkeit gebracht ist und in einer unnennbaren allgemeinen Beseeltheit die Mächte, die unser Leben bestimmen, widerzuspiegeln scheint.

Dieser Vielseitigkeit des Begriffes „symbolisch" entsprechen die vier typischen Erscheinungen, die Benno Rüttenauer in seinem Buch „Symbolische Kunst" zusammengefaßt hat: Felicien Rops, die Romantik; der Präraffaelismus und Dante Gabriel Rossetti; und schließlich John Ruskin.

Wollen wir das Charakteristische unserer zeitgenössischen symbolisirenden Bewegung hervorkehren, so müssen wir sie im Gegensatz zu aller unwillkürlichen Symbolik der Kunst als eine bewußte, reflektirende, mit dem Gedankenmaterial aller Zeiten und Völker arbeitende bezeichnen. Die tiefsinnigen Mythen und Bilder, die in der naiven oder visionären Volksseele im Laufe der Jahrhunderte entstanden sind, der ganze Reichthum an überlieferten Formen und Vorstellungen bildet für den modernen Künstler einen unerschöpflichen und unübersehbaren Erbschatz. Doch er macht davon einen eigenen Gebrauch. Wie auf einem Wappenschild die typischen oder vorbildlichen Eigenschaften einer Familie in heraldischen Emblemen angedeutet sind, so sind für ihn die übernommenen Symbole eine Signatur, eine Unterschrift, die sinnfällige Wiederholung oder Ergänzung der leitenden Idee, die als selbständige Schöpfung ihre dunkle oder offenbare Wahrheit verkündet. Denn die spezifische Originalität des modernen Künstlers liegt nicht im Aeußerlichen, Dekorativen, Aesthetisch-Spielerischen, so oft sie sich auch lediglich darin gefällt, sondern in den mystisch verworrenen Geheimgängen des Gefühls, aus denen sie bald in ekstatischer Inbrunst, bald in grotesker Vielgestaltigkeit hervorbricht.

Die vier hier zusammengestellten Strömungen — denn auch Rops kann als Repräsentant einer solchen gelten —, Differenzirungen der selben auf das Abstrakte, also über das Wirkliche hinausstrebenden Geistesrichtung, haben in der Darstellung des Verfassers einen gemeinsamen Vergleichungpunkt, aus dem sich für jede ihre besondere Farbe ableiten läßt: das Christenthum. Rops, in dem sich die Mischung von romanischem, sinnlich naivem Katholizismus und düsterem nordischen Mystizismus in einer unablässigen Negation und Umkehrung der religiösen Ideale äußert; die romantische Bewegung in Deutschland und die Nazarener, die eine Reaktion des germanisch-mittelalterlichen Geistes gegen den antik heidnischen Klassizismus sind; der Puritaner Ruskin, der seine Wirthschaftlehre und

seine Aesthetik mit der christlichen Morallehre in Einklang zu bringen sucht; und der englische Präraffaelismus, an der Spitze Dante Gabriel Rossetti, der, mit Begeisterung den ästhetisch formalen Werthen des Christenthumes zugewandt, die alten Mythen in einfacher poetischer Vermenschlichung wieder belebt.

Rüttenauer unterscheidet zwischen romanischem Katholizismus und christlich germanischem Geist. Der erste, das Produkt phantasievoller, im Temperament beweglicher, wenig zur Reflexion geneigter Rassen bildet sich im Mittelalter mehr und mehr zu einem pomphaften, umfassenden Kultus mit unverrückbaren Dogmen aus; der germanische Katholizismus dagegen, der die Mystik eines Meisters Ekhart, eines Angelus Silesius erzeugt, führt schließlich zur Reformation, dem verstandesmäßigen Ausbau der Religion, dem sprechendsten Ausdruck des eigentlichen christlich germanischen Geistes. Das Verhältniß des Romanen zur Kirche ist ein naives. Oft schlägt sein kindlicher Gehorsam in schalkhaften oder geradezu dreisten Uebermuth um und der Sohn verübt der gestrengen, aber versöhnlichen Mutter ins Gesicht Possen und Streiche, aus denen er sich nur halb ein Gewissen macht. Der Franzose besonders neigt zu dieser skrupellosen Rebellion. Sein burlesker Hang, die ernsten Dinge in ihr Gegentheil zu verkehren, mit der Moral seinen Spott zu treiben, die menschlichen Schwächen zu karikiren und mit cynischer Offenheit bloszustellen, hat ihn in der Komoedie groß gemacht. Doch so sehr er auch lästert und mit dem Teufel sein Spiel treibt: auf dem Grunde seines Gemüthes bleibt der Begriff der Sünde bestehen und übt eine heimliche Macht aus. Anders der Germane. Für ihn ist Religion Frömmigkeit, der Ueberschwang der vom göttlichen Symbol ergriffenen Seele ihr Verzicht auf irdischen Genuß. Während also der mittelalterlich germanische Geist in seinen fernsten Ausläufern so traumhafte Blüthen wie die deutsche Romantik hervorbringen konnte, zeitigt der romanische Katholizismus, auch hier als entfernte Stammmutter betrachtet, ein satirisches Genie wie Rops.

Aber es giebt verschiedene Rops, heißt es bei Rüttenauer. Da ist zunächst der Naturalist im Stil von Millet, der mit ergreifender Wahrheit in Radirungen einfache volksthümliche Szenen und Typen schildert; dann der geistreiche, ironische Gaulois, der mit besonderem Wohlgefallen das spezifische Pariserthum charakterisirt „und eine zierlich heitere Welt auf seine Kupfertafeln zaubert, qui pétille de grâce, de gaité et de fine robustesse;“ ferner der Verherrlicher des Fleisches und der Fleischeslust, für den, nach den Worten eines französischen Kritikers, Pradelle, das Idol, das Leben, der Zweck seiner Kunst allein das Weib ist und nicht etwa das Weib als Seele, als Poesie, als Ideal, — nein: das Fleisch, der Körper des Weibes; und schließlich der unerbittliche Wahrheitfanatiker und finstere Apokalyptiker als Schöpfer der Sataniques und Diaboliques, der die grauenhaften Verzerrungen der Menschenseele wie ein schon hereingebrochenes Jüngstes Gericht in wilden Phantasien heraufbeschwört. Rops ist kein reiner Gallo-Romane. Er ist flandrischen Ursprungs, ein Landsmann von Karl Huysmans, Georges Rodenbach und Maeterlinck, die sämmtlich Mystiker sind. Es fließt ein Tropfen germanischen Blutes in ihm, „unter der romanischen Aeußerlichkeit verbirgt sich ein germanischer Urgrund.“ „Wie Shakespeare seine Tragoedie nie rein hält“, sagt Rüttenauer, „sondern stets mit komischen Elementen untermischt, so spielt bei Rops die Tragik in die Komoedie hinein und

dadurch unterscheidet sich Rops auffallend von seinen Vorgängern in der französischen Komoedie, die eben von reinem gallischen Blut waren. Man muß bis auf die Mysterien des Mittelalters zurückgehen, um etwas den Sataniques Verwandtes zu finden." Es ist also eine Komoedie, die ihren Ursprung im Hohnlachen der gepeinigten Kreatur hat, in der das Individuum sich gleichsam im Element seines Gebrechens auslöscht und so, über die Dimensionen der Wirklichkeit hinaus, zu dämonischer Größe anwächst, zum Symbol der Tragik selbst wird.

Wenn wir dem Einfluß nachspüren, den die Romantiker im Anschluß an Goethe auf die spätere Kunstentwickelung geübt haben, so werden wir finden, daß durch sie eine gesteigerte Subjektivität in die Literatur gekommen ist, ein Plus der Empfindung, eine fein gespannte Sensibilität, die die Seele bis zum Ueberquellen von einer Vision der Wirklichkeit zu erfüllen vermag. Aus der somnambulen Gefühlssicherheit, mit der sie die Natur erfaßten, aus dem Dämmerweben der unterbewußten Kräfte erblühte eine sanfte Mystik, ein traumhaftes Alleben. Ihre ausgesprochene Hinneigung zum Christenthum ist zwar der direkte Ausfluß jener das Symbol suchenden Verinnerlichung, aber sie ist doch nur eine der Ausdrucksformen, die zurückbleibt hinter dem Ueberschwang, der das Weltganze umspannen und sich mit ihm verschmelzen möchte. Mit Recht betont Rüttenauer, daß der Wesenskern der deutschen Romantik nicht in dem frommen Weihrauchduft, dem Gespenster- und Märchenspuk zu suchen ist, auch nicht in dem Aufwand an äußerlichen Darstellungmitteln, woran man gewöhnlich denkt, wenn von der Romantik die Rede ist, sondern in dem tiefinnigen Verhältniß zur Natur. Das lyrische Empfinden, dies unendlich liebevolle Anschauen der Welt, dies unmittelbare Empfangen und Wiedergebären, die persönlichste Ausprägung der schaffenden Seele, hatte sich der Kunst bemächtigt, war dann aus der ursprünglichen Traumathmosphäre, dem kosmisch Schrankenlosen allmählich zum menschlich Nahen, Begrenzten vorgedrungen, wie es sich uns in Eichendorff und Lenau, Kerner und Mörike verkörpert; war nach langer Verkümmerung in dem Naturalismus unserer jüngst vergangenen Zeit aufs Neue herangewachsen und hat sich aus diesem wieder zu einer feinen Seelenkunst voll zartester Modulationen abgeklärt. Heute messen wir den Werth jedes Kunstwerks an seinem Stimmungsgehalt. Außer Dem, was es charakteristisch darstellt, soll es eine latente Kraft, eine stille innere Bewegtheit ausathmen, eine unsichtbare Gegenwart ahnen lassen. Was Künstler früherer Epochen im religiösen Motiv, in den Idealgestalten der christlichen Legende auszusprechen suchten, die eigenen Impulse der Inbrunst und Innigkeit: Das legt der moderne Künstler eben so in die strengen Linien einer ornamentalen Zeichnung wie in die Farbenharmonie eines Landschaftbildes. Das einem bestimmten Formenumkreis zugewandte religiöse Gefühl der Nazarener, ja, selbst noch der Präraffaeliten, hat sich in eine stumme Andacht vor der Unendlichkeit der Erscheinungen verwandelt, das eng begrenzte Schönheitideal Jener sich erweitert zu einem Gestaltenreichthum, der unsere gesammte Kultur, unser ganzes mannichfaches Dasein umfaßt.

Die Präraffaeliten waren allerdings nur im künstlerischen Sinne religiös. Rossetti entnahm seine Stoffe zwar den christlichen Mythen, gestaltete sie aber in profan dichterischer Weise. Von seinem ersten Bilde, The girlhood of Mary Virgin, sagt Rüttenauer, daß es den Zustand der Unschuld eines erwachsenen

Mädchens im Heiligthum der Familie ausdrücke, aber zugleich die allgemeine Stimmung und die beigegebenen Symbole die höchste, religiös gesteigerte und poetisch verklärte Idee von Unschuld und Reinheit, wie sie die symbolisch oder dogmatisch begriffene Jungfrau Maria für die moderne Menschheit ist, darstelle. Die Bewegung des englischen Präraffaelismus war anfangs rein ästhetischer Natur, eine Auflehnung gegen die konventionelle Malweise eines Landes, das vollkommen unter dem Einfluß der alten holländischen Schulen stand. Die Jünglinge, die zu einem Bunde zusammentraten und sich Pre-Raphaelitic-Brotherhood nannten, verlangten Rückkehr zur Natur, Rückkehr zu den alten primitiven Meistern vor Raffael. Ford Madox Brown, ein kräftiger Naturalist, hatte die Bewegung veranlaßt. Rossetti gab später diesem natürlichen Erfassen des äußeren Lebens die seelische Richtung. Eine geheimnißvolle Künstlerseele thut sich uns mit Dante Gabriel Rossetti auf. Nach zwei Richtungen drängte es ihn zur Gestaltung. Er hat als fünfzehnjähriger Knabe an den Kartons seines Landsmannes George Frederick Watts mit prophetischem Geist die Entwickelung vorausgesehen, die die moderne Kunst nehmen würde. Als Schüler zeigt er geringe Anlagen für das Handwerkliche der Malerei; und der stark geistige Zug in ihm läßt ihn auch später die technische Seite vernachlässigen. Nur um den Ausdruck ist es ihm zu thun, um die Ausprägung des intensivsten Innenlebens. Seine Bilder sollen nicht nur unmittelbar wirken durch Das, was sie darstellen, nicht allein als sinnliches Symbol erfaßt werden, sondern darüber hinaus Andeutungen von Gefühlsweiten und Ewigkeitmächten, von mystischen, unklar empfundenen Zusammenhängen geben. Und diese Sehnsucht, sein ganzes Innere in die Erscheinung zu bringen, konnte sich an plastischer Darstellung allein nicht genügen: sie nahm ihre Zuflucht zum Instrument der Sprache. Rossetti war ein noch größerer Dichter als Maler. Hier war er irdischer, sinnlich gluthvoller. Er hatte einer sehr geliebten Frau, Elisabeth Siddel, die später seine Gattin wurde, einen Band Sonette gewidmet und sie ihr nach ihrem Tode mit in den Sarg gelegt. Nach Jahren öffneten die Freunde das Grab, um die Gedichte wieder herauszuholen. Leidenschaft und Fatalismus verschlingen sich in diesen Poesien zu zwiefacher Symbolik: der suggestiven Bildkraft des Wortes und der klangtiefen, lange nachhallenden der seelischen Stimmung.

Den großen Künstler nennt Ruskin Naturalisten. Die Liebe zur Natur nennt er das Herz, die Seele der Kunst. Was die gedankliche Konzeption, den Phantasietraum erst zum Abguß einer individuellen Seele macht, ist das Gefühl, dessen Eigenart, dessen Stärke, dessen Genialität zum Rhythmus, zur Melodie des Kunstwerkes wird. Und diese vom Gefühl durchdrungene Erscheinung dürfen wir „symbolisch“ nennen.

Wir haben damit für eine Anzahl künstlerischer Gestaltungen eine Formel gefunden, die sie wie mit einem besonderen Abzeichen gegen die Fülle der übrigen Kunstschöpfungen abschließt: wir nennen „symbolische Kunst“ die Darstellung der ins Begriffliche oder phantastisch Uebersinnliche aufgelösten sinnlichen Erscheinung, der noch gerade genug Wirklichkeitattribute anhaften, um von uns in ihrer charakteristischen Wesensart, als Symbol der vielgestaltigen Menschen- und Weltseele, erkannt zu werden.

Hedwig Lachmann.

Apfelsinen.*)

Ich sitze an meinem Fenster und blicke hinüber über das Sweelinckplein. Der Schnee stäubt.

In scharfen, schrägen Streifen jagt er über den Platz. Auf dem weißbepuderten Pflaster beginnen die braunen Räderspuren, die sich rechts und links um den Rasen nach der Brücke zu herumziehen, undeutlich zu werden. Immer flacher und breiter lagern sich weiße Wische über das fahle Gras, streichen rauhe Halmbüschel und Maulwurfshügel glatt und legen sich wie ein Flaum über die kahle Erde der Beete, aus der die Stämmchen mager und schwarz emporstarren. Die Häuserreihe jenseits hat blindgefrorene Fensterscheiben. Die Umrahmung der Thüren ist weiß, die Fenstersimse sind weiß, die Balustraden der Balkons sind weiß, durch die vielen weißen Linien und Flecke sehen die steinrothen Mauern bleich aus. Der Himmel ist grau über den beschneiten Dächern, von einem eintönigen Grau, in dem das Weiß des niederwirbelnden und des noch treibenden Schnees leicht schimmert. Der Rauch bleibt in einem langen, dünnen Streifen über den Schornsteinen hängen: er kann in der schweren Luft nicht hinaufziehen.

Auf dem Platz ist es leer. Wer es nicht nöthig hat, geht bei diesem Wetter nicht hinaus.

Nur ein schwerfälliger Müllwagen rollt bedächtig an den Häusern entlang; er macht von Zeit zu Zeit Halt. Ein Scheveninger stößt seinen Karren voll silbergrauer Fischchen vor sich her. „Frischer Stint!" Sein Ruf klingt kläglich gedehnt, wie Windgeheul durch das Tauwerk lavirender Fischerpinken auf der Nordsee. Auf dem Kanal kommt ein Schiff, mit Sand beladen, dahergetrieben. Vornübergebeugt, die Brust gegen die Fährstange gestemmt, Schritt vor müdem Schritt das Laufbrett entlang stapfend, wrickt der Schiffer die schwere Last. Sobald er den Steven unter den Fuß bekommen hat, richtet er sich auf und zieht die Stange aus dem saugenden Lehmboden; und schwerfällig geht er zurück, nach der Pflicht, die Stange hinter sich her schleifend durch das trübe Wasser, und treibt sie wieder in den Grund und beginnt von Neuem den endlosen Gang über das Laufbrett.

Das ist sein Leben, tagein, tagaus.

Ich sehe nach dem Mann, nach seinen müden Bewegungen, nach seiner eingesunkenen Brust, gegen die die Fährstange drückt, nach seinem fahlen, schlaffen Gesicht mit den trüben Augen. Ich habe kein Mitleid mit ihm. Mein eigenes Leben ist nicht anders. Weder meins noch das Eines unter uns. Wir Alle sind Schiffer in engen Kähnen, wir Alle wricken eine bleischwere Last fort über die dunklen Wasser der Zeit, tagein tagaus, jahrein jahraus, das ganze Leben lang. Wie er, führen auch wir Sand an, Sand und Steine für das Fundament eines weiten Gebäudes.

Wie Viele werden die Mauern stehen sehen?

Wie Wenige werden den grünen Kranz auf dem Dachstuhl sehen?

Wo ist der Vereinzelte, der den Rauch aus dem Schornstein wird aufsteigen sehen?

---

*) Aus dem holländischen Manuskript übertragen von Else Otten.

Aber an dem Herdfeuer, das diesen Rauch emporsendet, wird auch er nicht sitzen. . . .

Das sind noch die Allerglücklichsten unter uns, die eine solche Last fortstoßen in ihrem Kahn.

Was ist die der Anderen?

Ein Jeder kennt nur die seine, kennt nur der seinen bleierne Schwere. Ein Jeder hat seinen eigenen Namen dafür; nein: zwei Namen, einen, den er überlaut ausspricht, und einen anderen, den er nur in seinem seufzenden Innersten nennt. Manche verhüllen und verbergen ihre Last, damit die Anderen sie nicht verachten oder mit verletzendem Mitleid bedauern mögen. Manche schmücken sie mit Fahnen und festlich grünen Gewinden, auf daß Unverständige sie neidisch bewundern mögen. Manche lassen sich mit ihr in dem vernichteten Fahrzeug untergehen, weil sie diese Bürde nicht länger ertragen konnten. Denn sich losmachen von ihr: Das kann Keiner.

Und auch der Stärkste mag es wohl oft empfinden, um wie viel mächtiger diese bleierne Schwere ist als seine eigenen Arme und sein muthiges Herz.

Und Niemandes Kraft kann einem Anderen helfen.

Jeder für sich, und wenn wir uns auch in Heerden zusammendrängen, Jeder für sich wricken wir, ein Jeder von uns, unsere eigene Last fort durch das dunkle Gewässer.

Der Sandkahn ist unter der Brücke hindurchgeglitten; der vornübergeneigte Schiffer mit der Fährstange gegen die eingesunkene Brust verschwindet in der Biegung des Kanals, gleich als hätten die einander sich nähernden Schneeabhänge ihn aufgesogen. Nun ist Alles leer.

Und dichter fällt der Schnee. Alles ist still, weiß, tot. Ich starre hinein und fühle, wie meine verlangsamenden, vereinsamenden Gedanken einer nach dem anderen niedersinken unter den Schnee. Und er macht sie still und weiß und rot. Keiner, der jemals wieder aufstehen wird.

. . . . . .

Wird jemals wieder Etwas aufstehen aus jener kalten, weichen Schwere?

Da, mitten in dem Schnee, plötzlich zwei rasche, kurze Flammen, — roth und gelb, zwei abwechselnd aufflackernde Flämmchen!

Was mag Das wohl sein?

Zwischen dem Aufleuchten und dem Verschwinden läuft ein kleiner Junge, in rauh beschneitem Wams und Pelzmütze, Holzschuhe an den Füßen und über den Schultern ein grünes Milchjoch, an dem statt der Eimer zwei Körbe baumeln.

Sieh nur das gelbe Flämmchen! O, und jetzt das rothe!

Die Körbe schwanken auf und nieder, nach dem Takte der stapfenden Füßchen: rothe Apfelsinen glänzen aus dem einen, kühl-gelbe Citronen aus dem anderen.

„Apfelsinen! Schöne Citronen!"

Klar und hell wie der Ruf der Amsel klingt die klare Kinderstimme über den Platz. Vor meinem Fenster macht der kleine Kerl Halt: sein rundes, frischrothes Gesicht leuchtet mir entgegen.

„Schöne Apfelsinen! Zuckersüße!"

Ich öffne das Fenster. Und der kleine Bub hebt seinen Korb auf den Sims und greift in die schimmernden Früchte.

„Eben aus dem Süden gekommen!"

Ich häufe sie vor mir auf. Welche Gluth plötzlich in dem graubraunen Zimmer! Und dieser Duft, der die matte Luft belebt! Ich lege mein Gesicht auf die Aepfel, um die Kühle an meinen Wangen zu fühlen und die rothe Gluth in meinen Augen, um den feinen, zarten Duft einzuathmen und ihn wie einen köstlichen Wein zu trinken.

„Eben aus dem Süden gekommen!"

Ich nehme eine der wunderbaren Früchte in die Hand. Ist es nicht, als treibe diese Berührung, so kühl sie ist, eine Empfindung von Sonnenschein und warmem Wind durch mein Blut?

Die rothe Goldgluth füllt meine Augen. Rothes Gold strömt in mich hinein, so daß es bis in die dunkelsten Traumtiefen zu leuchten und farbig zu werden beginnt. Alles wird golden, golden und roth, östliche Morgenhimmel, Fackel in wehendem Rauch, Felder voll Rosen, triefende Weinkelter, ein Flug Flamingos, glänzend aufgeflogen . . .

Während sie aufsteigen aus den grünen Sumpffeldern, zwischen denen die kleinen Kanäle funkeln wie die Schnüre eines tausendmaschigen silbernen Netzes, ist es, als schössen Funken aus dem Weiß. Und während sie wegschweben über den Nil, schwankt ihr Spiegelbild wie verstreute glühende Granatblüthen längs den dunklen Booten, die hinaussegeln aus dem Hafen von Bûlâk. Hinter einander schwimmen sie weg, eins nach dem anderen, in langer Reihe, die majestätisch in die Ferne hineinschwenkt, schimmernd zwischen den Feldern: die weißlichen Segelpaare, starr aufrecht wie die Flügel eines Schmetterlings, der eben niedergestrichen ist, beben im Morgenwinde. Längs dem Ufer des trägen gelben Flusses blinken flach bedachte Häuser durch das Laub der Sykomoren. Der lichte Glanz dort in der Ferne ist Kairo: weißen Flammen gleich steigen, im Azur des Horizonts flackernd, Minarets daraus empor.

Ich gehe den Fluß entlang, wo die rothe Flamingo-Spiegelung treibt, ich irre durch Schatten und Sonnenschein nach einer halb verbröckelten Mauer. In dem Thorbogen sitzt ein Fellahknabe mit einem dunkelblauen zerfetzten Hemd um die Schultern und einem Korb voll goldener Apfelsinen neben sich auf der Erde. Er hat eine Tätowirung von Blumen und kleinen Schlangenlinien auf der Brust. Seine Augen sind glänzend wie ein dunkler See.

Er sieht mich an und lächelt.

„Honig! O Aepfel! Süße des Honigs!"

Er ruft es mit wohllautendem, halb klagendem Tonfall.

„Süße des Honigs! Die reifsten aus dem Hof von Matariyeh! O Aepfel!"

„Sag mir, Kleiner, wenn Du es weißt: wo liegt der Hof von Matariyeh, wo Deine honigsüßen Aepfel gewachsen sind?"

„Dies ist der Hof, hier hinter diesen Mauern. Mein Vater ist der Gärtner. Ich darf frei ein- und ausgehen in dem Garten!"

Er läßt mich durch die niedere Pforte eintreten.

Schatten wogt mir entgegen, kühler, grüner, duftender Schatten, und darin blitzt es von goldenen Lichtern. Die Orangenbäume stehen in Frucht.

Zweige voll goldener Aepfel, Kronen voll goldener Aepfel, ein Hain voll goldener Aepfel! Wie Sonnenstrahlen funkelnd und unzählig hängen sie festgebrannt in dem dunklen Laub, wie Sonnenflecken wimmeln sie in dem lichtgrünen Gras. Da sind blutrothe und orangefarbige und hellgelbe, da sind grüne, golden überglüht, da ist funkelnde Herrlichkeit überall.

Und nun kommt der Wind und fährt hindurch, daß das glänzende Blätterwerk leise erschauert und matt wird und die vielen weißen Blüthendolden, die darunter versteckt sind, hell glänzen und überall, aus dem tiefsten, verborgensten Laubdunkel, an neigenden Zweigen entlang und unter aufwehenden Blättern hervor immer mehr und mehr goldene Früchte zum Vorschein strahlen, die leicht zittern im Winde, zittern zwischen wegdämmernden Lichtern und zerfließenden Schatten.

Und mit Laub und Blüthe und Frucht, mit dem unbeständigen Licht und dem schwankenden Schatten zittert und bebt mein Herz, bebt mein von solcher Schönheit trunkenes Herz. Und nun, da schwerreife Früchte sich von ihrem Stiel lösen und mit einem dumpfen Laut in das Gras niederfallen, nun ist mir, als fiele aller Reichthum der Welt mir zu, — ein Schatz für alle Ewigkeiten an Kraft und Schönheit und edelstem Glück.

Der Fellahknabe giebt mir einen Apfel, roth und warm von lang eingesogener Sonne. Ich umfasse meinen Reichthum in der goldenen Frucht, wie ein König seine Macht umfaßt in dem goldenen Reichsapfel . . . Ich halte die Herrlichkeit von Sonne und Wind und blühender Erde in meiner Hand.

Herrlichkeit von blühender Erde und Wind und Sonne ist um mich, hier in der grauen Stadt unweit der Nordsee, unter dem niederen Schneeflug. Was kümmert mich strenger Winter, was Einsamkeit und starr eintönige Arbeit, nun, da ich weiß, daß irgendwo in der Welt solche Seligkeit blüht! Und unveräußerlich ist mein Recht darauf und ich kann hingehen und genießen, wann immer es mich danach gelüstet!

Die Apfelsine duftet in meiner Hand. Ein Lied, das hinausgejubelt werden will, läßt meine Kehle erzittern. In mir sind die Gedanken und die Thaten Tausender von guten, schönen, glücklichen Menschen.

Der kleine Junge mit den Apfelsinen kommt wieder vorbei.

Er sieht mich an und lächelt.

Ist er es nicht, o, ist er es nicht, der ein schwarzäugiger Fellahknabe ist in dem Orangenhain von Matariyeh und wie ein blondes Kind durch die beschneiten Straßen des Haag wandert?

Ich habe Dich wohl erkannt, ich habe wohl den Götterblick erkannt in Deinem Kindergesichtchen, Genius der Poesie! Du, der Du uns entgegentrittst auf verschmachtenden Heerstraßen des Lebens, der Du uns zu Dir winkst aus winterkalten Einsamkeiten, der Du zu unserem Tagelöhnermahl goldene Aepfel aus Deiner Heimath bringst, aus dem Land, wo die Schönheit wächst!

Nur das Unsichtbare ist bleibender Besitz.

Nur die Freuden der Gedanken sind vollkommen.

O bringe sie uns!

Augusta de Wit.

Selbstanzeigen.

Moderne Essays aus Kunst und Literatur. Gose & Tetzlaff, Verlagsbuchhandlung. Berlin W. 1901. — **Richard Strauß.**

Was der Verfasser eines Buches zu sagen hat, spricht er in seinem Werk aus. Dazu bedarf er schließlich nicht der Vorrede, die nur allzu leicht zur Selbstberäucherung oder — allerdings viel seltener — zur Selbstanklage wird. Aber die tausend Kleinigkeiten, die nebenher am Wege wachsen und von denen der Verfasser nicht will, daß man achtlos an ihnen vorübergeht, haben eine liebevolle Hand nöthig, die auf sie hinweist. An dem Urtheil über Richard Strauß wird heute noch kaum zu ändern sein. Es steht — im Allgemeinen wenigstens — fest. Aber auf einen Gedanken in meiner Schrift, den ich leider des knappen Raumes wegen nicht weiter ausführen konnte, möchte ich hier aufmerksam machen. Ich glaube, damit einen Irrthum beseitigt zu haben, der für seine Daseinsberechtigung nichts vorzubringen vermag als sein hohes Alter. Es ist mit einem Wort jenes famose Axiom, daß wir erst seit der musikalischen Heiligen Dreieinigkeit Berlioz-Liszt-Wagner eine „Musik als Ausdruck" haben. Ein sonst lesenswerthes und, von einigen Uebertreibungen abgesehen, auch recht sachliches Büchlein über Richard Strauß von Gustav Brecher hebt natürlich auch gleich mit der ehrwürdigen Weisheit an, ist dann gezwungen, Fehlschlüsse auf Fehlschlüsse zu machen und, statt aufzuklären, noch mehr zu verwirren. Die einfache Lösung des Räthsels ist, daß die Klassiker nur darum in Formen und Formeln dichteten, weil sie selbst im Innersten ihrer Seele verformt und verformelt waren. Sie also schrieben — wie es ganz selbstverständlich ist — auch „Musik als Ausdruck". Hat man diese Erwägung erst einmal recht in sich aufgenommen, so wird man von jener unleidlichen Arroganz lassen, die unsere neuen Musikapostel den Alten gegenüber zur Schau tragen. Man wird mit mehr Liebe sein Auge auf die großen Zusammenhänge richten und nicht, wie Jene, versuchen, auf Meister geringschätzig herabzusehen, nur weil sie anders waren, aber nicht schlechter.

Essen a. R. Erich Urban.

Der Osten. Literarische Monatsschrift. Herausgegeben vom Verein Breslauer Dichterschule. Breslau. Verlag von R. Dülfer. Preis jährlich Mk. 3,60. Einzelheft 30 Pf.

Die bereits im sechsundzwanzigsten Jahrgang erscheinenden „Monatsblätter" der „Breslauer Dichterschule", eines Vereins, der sich besonders durch die Einführung mehrerer unserer ersten Lyriker in die Literatur, wie Liliencron, Henckell, Busse u. A., bedeutsame historische Verdienste erworben hat, waren schon bisher das einzige literarische Organ des östlichen Deutschlands. Sie sind jetzt unter dem Namen „Der Osten" zu einer literarischen Rundschau größeren Stiles ausgestaltet worden, die einen Sammelpunkt speziell für alle künstlerischen Bestrebungen und Interessen Ostelbiens bilden soll. Das Programm des „Ostens" umfaßt Dichtung in jeder Form, literarische Kritik und Wissenschaft, so weit sie

an entscheidende künstlerische und kulturelle Probleme rührt. Die Zeitschrift wird von dem Unterzeichneten im Verein mit Ludwig Sittenfeld redigirt.

Breslau. Kurt Walther Goldschmidt.

Die Studentin. Verlag von Hermann Walther. Berlin 1901. Preis 2 Mk.

Auch als ich diese Novelle niederschrieb, verharrte ich bei meinem früheren Standpunkt, daß man stets so schreiben müsse, als ob man allein in der Welt wäre und die Vorurtheile, falschen Deutungen, kleingeistigen Urtheile der Menschen nicht zu fürchten hätte. Nur dann kann man seinen künstlerischen Zweck nicht verfehlen. Denn die gleichgiltige Masse, die für den freien Gedanken nicht reif ist, versteht uns doch nicht, mögen wir auch schreiben, wie wir wollen; und den wenigen Anderen ist es recht, daß wir schreiben, wie wir wollen, wenn Das, was wir sagen, nur Gehalt hat. Ob meine Dichtung Gehalt hat: Das zu beurtheilen, will ich Anderen überlassen. Ich habe jedenfalls das Problem der Liebe in einer Form behandelt, die meine ureigene ist. Dem Geschmack des Publikums konnte ich wieder keine Konzessionen machen; und wenn man mich fragen sollte, wie meine „Heldin" oder mein „Held" ausschaut, so würde ich darüber in Verlegenheit gerathen, denn ich weiß es selbst nicht genau. Ihre Seelen glaube ich jedoch Jedem, der ein Herz hat, zu fühlen, entblößt und nahegebracht zu haben ... Ich sehe, wie mein Verleger sich hinter den Ohren kratzt, wenn er hier liest, daß mein Werk nicht der breiten Menge zugedacht ist, die im lieben Deutschland so viele Bücher ... nicht kauft. J. E. Poritzky.

Adalbert Falk, Preußens einstiger Kultusminister. Blätter aus der Einsamkeit. Verlag von E. Griebsch in Hamm in Westfalen.

Der Nebentitel der Schrift sagt, daß ich keine Biographie des früheren Kultusministers geben wollte; ich habe nur die letzten zwei Jahrzehnte Falks geschildert. Aber es ist ein großes und erschütterndes Schicksal. Falk wird erst später ganz erkannt werden. Er hat Bismarck, der ihm nicht immer gerecht wurde, bis zum Tode glühende Bewunderung gezollt, auch dann, als der Schöpfer des Deutschen Reiches von Anderen Undank und Haß erfuhr. Ich bin von Falk, der in der Einsamkeit von Hamm zur Resignation gelangt war, gütig aufgenommen worden. Er thats nicht aus Berechnung. Als ich — der Redakteur des Westfälischen Anzeigers — Falk einen recht gehässigen Artikel über seine ministerielle Amtsthätigkeit vorlegte und um die Erlaubniß zur Entgegnung bat, wehrte er ab. „Meine Ehre kommt dabei nicht in Frage, also kann ich schweigen." Das und noch manches für den treuen Gehilfen Bismarcks Bezeichnende ist in meiner Schrift zu lesen. Freilich: von der Denkmals-Affaire wird man nichts finden. Sie ist mit dem Tage gekommen und wird mit dem Tage vergehen. Und die freiheitlichen Mannesseelen, die in Angst und Pein der Lösung der Denkmalsfrage auszuweichen suchen, sollen im verdienten Dunkel bleiben.

Hamm in Westfalen. Hans R. Fischer.

Handelskammer und Agenten.

Die berliner Handelskammer kommt! Das ist so ziemlich das wichtigste Ergebniß der Debatte über den Etat des Handelsministers, dessen gewunden diplomatische Erklärungen über das Börsengesetz man doch wohl nicht allzu tragisch nehmen darf. Es ist eigenthümlich, daß man dem Kampf um die Handelskammer von Berlin eine so große Bedeutung beilegen muß, obwohl es sich dabei doch, wenn man auf den Grund der Dinge sieht, um eine reine Zweckmäßigkeitfrage handelt. Durch das Handelskammergesetz vom August 1897 wurde das alte Gesetz vom Februar 1870 modernisirt und der Kaufmannschaft dadurch die Möglichkeit einer zweckmäßigen Organisation gegeben. Während die Handelskammer eine Zwangskorporation ist — also eine Organisation, zu der, sobald ihre Errichtung beschlossen ist, eo ipso jeder in das Handelsregister eingetragene Kaufmann gehört —, dürfen etwa vorhandene freiwillige Korporationen, die sich historisch entwickelt haben, weiter bestehen. Allerdings kann neben diesen Korporationen eine Handelskammer errichtet werden, sobald von einer genügend großen Zahl der handelsgerichtlich eingetragenen Firmen die Errichtung beantragt ist. Nun hat sich in Berlin schon lange eine lebhafte Abneigung gegen die bestehende Korporation der berliner Kaufmannschaft geltend gemacht. Diese Korporation umfaßt nur einen außerordentlich geringen Theil der eingetragenen Firmen Berlins, von denen die Meisten noch dazu der Börse angehören. Unzweifelhaft ist dadurch in den Reihen der berliner Kaufleute Mißtrauen gegen diese Börsenvertretung entstanden, in solchem Maße, daß die Korporation eine außerordentlich geringe Werbekraft gezeigt hat. Ueber die Berechtigung solches Mißtrauens brauche ich hier kein ausführliches Urtheil abzugeben, sondern nur zu sagen: Ich halte es für berechtigt. Aber selbst für die Gegner meiner Anschauung müßte in dieser reinen Zweckmäßigkeitfrage entscheidend sein, daß dieses Mißtrauen nun einmal besteht und daß in Folge dieser Stimmung dem berliner Handel eine wirklich vollkommene Organisation fehlt. Die Mehrheit der eingetragenen Firmen Berlins will sich nun diese Organisation in der Handelskammer schaffen. Nach einem fast zehnjährigen Kampf hat endlich eine von einer Reihe großer kaufmännnischer Vereinigungen geschickt veranstaltete Enquete die Sachlage geklärt und auf Grund dieser Enquete ist beim Minister in aller Form der Antrag auf Errichtung einer berliner Handelskammer gestellt worden.

Man sieht also, daß es sich hier eigentlich nur um eine berliner Lokalfrage handelt. Aber diese Frage hat durch die begleitenden Umstände eine Bedeutung erlangt, die sie weit über das Weichbild Berlins hinaushebt und interessante Schlaglichter auf das preußische System wirft. Zunächst hat Herr Brefeld, der preußische Herr Minister gegen den Handel, selbst die Sache dadurch zu einer preußischen Angelegenheit gemacht, daß er dem lebhaften Drängen der großen kaufmännischen Vereinigungen gegenüber nicht selbständig Stellung nahm, sondern die Sache vor das Statsministerium schleppen wollte. Was die Errichtung einer Handelskammer in Berlin den gesammten Ministerrath angeht, wird ohne Weiteres dem beschränkten Unterthanenverstand nicht recht klar sein. Dem gesunden Menschenverstand wenigstens scheint selbstverständlich, daß gerade hier, wenn überhaupt in irgend einem erdenklichen Fall, der Ressortminister selbständig vorgehen

konnte und vielleicht mußte. Aber die heutige Handelspolitik wählt ja nie den geraden Weg des gesunden Menschenverstandes; sie schlägt gern winklige Straßen und Gäßchen ein und hat mit der Beschaffenheit eines Bodens zu rechnen, auf dem Intriguen und Kamarillawünsche gedeihen. Da liegt nun auch wohl der Schlüssel zu dem Verhalten des Herrn Brefeld. Sein Herz gehörte den Aeltesten der berliner Kaufmannschaft, in deren Mitte als allgewaltiger Herrscher der Kohlenkönig Arnhold von der Firma Caesar Wollheim thront. Herr Arnhold hat es sehr gut getroffen. Denn Herr Brefeld und dessen Intimus Thielen, die Beide auf unser wirthschaftliches Leben augenblicklich den größten Einfluß haben, sind seine Freunde. Und so hatte er denn auch die Genugthuung, zu sehen, wie der gute Freund Brefeld sich drehte und wandte, um es möglich zu machen, nicht gegen seine Ueberzeugung dem Wunsch des berliner Handels nachgeben zu müssen. Herr Brefeld suchte eine Deckung; und er fand sie im preußischen Ministerrath. Was im Schoß des Staatsministeriums verhandelt worden wäre, hätte man ja wahrscheinlich nie erfahren; aber man darf wohl annehmen, daß die überaus gewichtigen Bedenken des Herrn Brefeld gegen eine Handelskammer bei Herrn Thielen lebhafte Unterstützung gefunden hätten. Und vor den Bedenken dieser beiden wirthschaftlichen Fachminister hätten sich die übrigen Laienminister sicher gebeugt. So hätte dann der Antihandelsminister mit bedauerndem Achselzucken auf den Beschluß des Staatsministeriums hingewiesen, — und die Handelskammer läge heute noch in weiter Ferne. Solche schöne Absichten hat nun die vorhin erwähnte Enquete vereitelt. Es war besonders klug von den Veranstaltern, das Ergebniß sämmtlichen Staatsministern zu ihrer Information mitzutheilen. Gegenüber dem nun gestellten Antrag konnte Herr Brefeld nicht in seiner oppositionellen Stellung beharren. Plötzlich ist ihm die Erkenntniß gekommen, daß die Aeltesten der Kaufmannschaft von Berlin eine Versammlung von Börseninteressenten bilden.

Recht interessante Erörterungen bekamen wir auch im Abgeordnetenhaus zu hören. Die Debatten zeigten wieder einmal, wie gering die Befähigung unserer Parteien zur Behandlung wirthschaftlicher Fragen ist. Zunächst hat man immer noch nicht gelernt, die kleinen politischen Gehässigkeiten vom Gebiet solcher wirthschaftlichen Fragen fern zu halten. Eugen Richter namentlich konnte sich auch diesmal nicht versagen, den Konservativen vorzuwerfen, sie trieben Bauernfang unter der Maske der Mittelstandsretter. Gewiß wollten die Konservativen durch ihr Vorgehen den berliner Mittelstand für sich gewinnen; doch wenn es eine nothwendige Maßregel durchzusetzen gilt, kommt es im Grunde doch nur darauf an, zu hören: Wie stimmt die Partei? Ganz gleichgiltig kann es uns sein, aus welchen Motiven die Abstimmung erfolgt. Aus Richters Anzapfung sprach besonders vernehmlich auch wohl der Groll darüber, daß seine Partei mit einer wahrhaft bewundernswerthen, von Tag zu Tag wachsenden Geschicklichkeit versteht, sich jeden Agitationstoff aus der Hand nehmen zu lassen. Für sie gilt immer noch das starre Dogma des laissez faire, laissez aller; was darüber hinaus geht, scheint ihr vom Uebel. Die Handelskammer ist eine Zwangskorporation; und das Wort „Zwang“ ist für Eugen Richter das rothe Tuch, das alle seine Sinne in fieberhafte Erregung bringt. Daß er so ganz nebenbei doch auch Demokrat sein will, vergißt er mitunter. Nach meiner bescheidenen Auffassung scheint mir das demokratische Prinzip nicht nur die Freiheit des einzelnen Individuums zu verbürgen,

sondern namentlich auch die Anerkennung des Mehrheitwillens, der sich in der Handelskammerfrage nun einmal für den Zwang ausgesprochen hat. Trotzdem wundert mich die Stellungnahme Richters nicht, da ja in seinem Hirn für soziale Empfindungen noch nie Platz war. Merkwürdiger ist schon die Stellungnahme des Herrn Barth, der sich doch sonst zu einer recht verständigen Auffassung sozialer Fragen durchgearbeitet hat. Die Debatte war eben charakteristisch für unsere gesammten preußischen Parlamentsverhältnisse. Sie zeigte, wie unglaublich theoretisch, lehrhaft und daher steril unsere liberalen Parteien geworden sind und wie — horribile dictu — die konservativen Parteien in einzelnen Fällen dem demokratischen Prinzip und dem wirthschaftlichen Fortschritt zum Sieg verhelfen müssen. Auch im sonst so dürren Gelände unseres Parlamentarismus ist manchmal eben noch Raum für ein komisches Zwischenspiel.

Die Handelskammer ist nun also gesichert und der größte Theil der berliner Kaufmannschaft begrüßt dieses Ereigniß mit heller Freude. Darüber muß man sich freilich nicht täuschen: der praktischen wirthschaftpolitischen Thätigkeit der Handelskammer sind enge Grenzen gesetzt. So lange man in Preußen fortfährt, den Handel als eine Schmarotzerthätigkeit anzusehen, werden allen Petitionen der Handelskammern kaum große positive Erfolge beschieden sein. Ich erhoffe von der Handelskammer in erster Linie eine erzieherische Wirkung. Die Handelskammer steht auf dem festen Grund ihrer gesetzlichen Rechte der Regirung unabhängiger gegenüber als eine Korporation. Sie wird hoffentlich den berliner Handelsstand endlich zu energischer Selbsthilfe erziehen, sie wird, so hoffe ich bestimmt, das Interesse an den öffentlichen Angelegenheiten in der berliner Kaufmannschaft aus langem Schlummer wecken, ihr politische Raison beibringen und künftig ähnlichen Unfug verhüten, wie er jüngst durch die Vereine berliner Agenten in ihren Protestversammlungen verübt worden ist.

In der „Woche", dem Wochenbilderbuch des Herrn Scherl, hat Professor Schmoller einen absolut werthlosen Aufsatz veröffentlicht, in dem er die Stellung der Agenten in unserem Handelsleben mit den Worten charakterisirte: „Die Agenten sind jüngere, oft auch bankerotte Kaufleute, vielfach auch etwas zweifelhafte Existenzen, die in anderen Orten den Auftrag haben, für ein Geschäft Kundschaft zu erwerben." Um gegen diese Worte zu protestiren, haben berliner Agenten zwei Versammlungen einberufen. Es ist in letzter Zeit zu einer wahren Sucht geworden, gegen Alles zu protestiren. Wenn in wirklich wichtigen Fragen die berliner Kaufmannschaft sich zu flammendem Protest vereinigte, wäre dagegen gewiß nichts einzuwenden. Doch der Protest ist eine Waffe, die man durch allzu häufigen Gebrauch nicht abnutzen sollte. Ernsthaften Männern ist der Protest etwas Heiliges, das nicht entweiht werden darf. War gegen Herrn Schmoller nun ein Protest nöthig? Zunächst: Was ist die „Woche", in der Schmollers Artikel erschien? Ein Blatt, in dem Niemand Belehrung sucht, in dem die Professoren abladen, was ihnen zu seicht für ihre wissenschaftlichen Zeitschriften erscheint. Gewiß: auch populäres Schriftthum kann tief sein. Das pflegt aber die Wochenweisheit unserer Herren Professoren nicht gerade zu sein. Schmollers Aufsatz würde auch dem oberflächlichsten Journalisten keine Ehre machen. Seine Definition der Agenten ist schwach, — wie ja wohl überhaupt Niemand behaupten wird, Schmollers Stärke liege in der scharfen Umschreibung der Be-

griffe. Daß die Agenten jüngere Leute sind, trifft nicht zu; daß aber oft bankerotte Leute und vielfach zweifelhafte Existenzen darunter sind, wird kein Mensch bestreiten können, der die Verhältnisse wirklich kennt. Thatsächlich umfaßt der Stand der Agenten neben einer Menge hochachtbarer Kaufleute eine ganze Reihe fragwürdiger Existenzen. Das ist ganz natürlich, da jeder Kaufmann, der aus irgend welchem Grunde sein Brot verloren hat, sich recht und schlecht durch Uebernahme von Agenturen zu ernähren sucht. Hat Schmoller also mit Fug behauptet, daß es viele fragwürdige Existenzen unter den Agenten giebt, so kann dagegen nur vorgebracht werden, daß man auch viele anständige Elemente darunter findet. Das sind zwei Behauptungen, die sich sehr gut mit einander vertragen und zu deren Feststellung ein Protest absolut nicht nöthig ist. Bei aller Hochachtung vor dem Agentenstand kann ich deshalb nicht umhin, zu erklären, daß die Protestversammlungen etwas komisch wirkten und daß es besser gewesen wäre, sie nicht einzuberufen. Wenn wir eine kraftvolle Handelskammer in Berlin besäßen, dann hätte sie wahrscheinlich auch die Veranstalter darauf aufmerksam gemacht. Denn sie hat nach keines Menschen Gunst oder Haß zu fragen. Wie heute aber die Dinge liegen, waren sowohl die Aeltesten der berliner Kaufmannschaft als auch der mit ihnen konkurrirende Centralausschuß hiesiger kaufmännischer, gewerblicher und industrieller Vereine gezwungen, die Versammlung zu beschicken, weil sie eben um jeden Preis sich ihre Popularität erhalten müssen. Das ist die unheilvolle Folge der von Eugen Richter so sehr gepriesenen Organisationen-Konkurrenz in Berlin. Ein Glück, daß dieses Zustandes Tage nun gezählt sind.

Plutus.

Notizbuch.

Die Verfassung des Deutschen Reiches kennt kein Zweikammernsystem. Einzelnen preußischen Ministern scheint plötzlich aber die Sehnsucht nach einem Forum entstanden zu sein, in dem sie sich nicht so unbehaglich fühlen wie im Reichstag, und sie haben diesen angenehmeren Ort auch schon gefunden. Die Minister von Rheinbaben und Schönstedt sind zwar zum Bundesrath bevollmächtigt und haben das Recht, im Reichstagssaal, so oft es Sie nöthig dünkt, das Wort zu ergreifen. Aber sie haben keine Lust, das schlecht besuchte Frühstückslokal am Königsplatz aufzusuchen und sich von der misera contribuens gens der Demokraten und Sozialisten da den Appetit verderben zu lassen. Das ist ihre Sache. Ein Bischen wunderlich aber ist die von ihnen eingeführte Sitte, auf Reichstagsreden im preußischen Abgeordnetenhause zu antworten. Dagegen sollten alle Parteien des Reichsparlamentes Einspruch erheben. Wenn Preußens Minister das Bedürfniß fühlen, Reichstagsabgeordnete oratorisch zu zerschmettern, dann dürfen sie auch die schwüle Luft des Wallotbräues nicht scheuen. Schon, um an der einheitlichen Sinnesart der obersten Reichsbehörden keinen Zweifel aufkommen zu lassen. Denn der Staatssekretär des Reichsjustizamtes hat erst neulich unter der Kuppel des Reichshauses ge-

klagt, wie unschön es sei, Wortgefechte auf einem Kampfplatze zu beginnen, den der angegriffene Gegner nicht betreten dürfe.

* * *

Zwei Briefe des Herrn Karl Jentsch:

I. „Bei der Ausarbeitung des Artikels über Bernstein habe ich, um nicht zu lang zu werden, eine Reihe von Betrachtungen unterdrückt, von denen ich wenigstens zwei an dieser Stelle nachschicken möchte. Ich habe bei verschiedenen Gelegenheiten hervorgehoben, daß gerade die Abschnitte des ‚Kapital' von Marx, von denen am Meisten hergemacht wird, am Wenigsten werth seien. Das gilt namentlich von seiner Werththeorie. Auch Bernstein schätzt deren Bedeutung sehr gering ein. Das Werthvolle an der Werththeorie ist Das, was lange vor Marx die bürgerlichen Oekonomen erkannt haben: daß unter all den unzähligen den Tauschwerth der Waare konstituirenden Elementen die Arbeit das wichtigste ist. Vom Gebrauchswerth kann man absehen, weil Dinge, die Niemand braucht, überhaupt keinen Tauschwerth haben, mag auch noch so viel Arbeit darin stecken. Freilich hat der Begriff ‚brauchen' einen sehr weiten Umfang; reiche Leute zahlen für Schmucksachen, Antiquitäten und Raritäten, die sie nur zur Befriedigung ihrer Eitelkeit oder einer Schrulle brauchen, hohe Summen, die den Arbeit- und Kostenwerth weit übersteigen. Arbeit- und Kostenwerth sind gewöhnlich eins, weil es eben die Menge von Arbeit ist, die ein Produkt mehr oder weniger kostspielig macht, wofern nicht ein Monopol wie der den Bodenpreis erhöhende Grundbesitz in dicht bevölkerten Ortschaften und Ländern einwirkt. Wie die Arbeit die Kosten und damit den Preis verursacht, kann sich Jeder deutlich machen, wenn er sich vorstellt, Kulis müßten die oberschlesische Steinkohle auf ihrem Buckel nach Berlin schleppen. Der Centner würde nicht unter 20 Mark zu haben sein, vielleicht sogar 40 Mark kosten. Kohle würde dann überhaupt nicht in Berlin und in weiterer Entfernung vom Fundort als Brennmaterial benutzt werden können, sie würde dann überhaupt nicht gegraben werden, weil ein auf die nächste Nachbarschaft beschränkter Absatz die Kosten nicht decken könnte. Diese Erkenntniß nun, daß der Preis hauptsächlich von dem im Gebrauchsgut steckenden Arbeitquantum abhängt, ist von der größten Wichtigkeit für die Beurtheilung wirthschaftlicher Erscheinungen. Wenn sich die Agrarier klar machten, daß bei Gebrauchsgütern des Massenkonsums, die nicht zu entbehren sind, die darin steckende Arbeitmenge der allein entscheidende Preisfaktor ist und in welchem Grade dieser durch die modernen Verkehrsmittel herabgesetzt wird, so würden sie sich nicht einbilden, durch eine Börsenreform den Getreidepreis erhöhen zu können, und auch sonst würden viele vergebliche Erörterungen und Experimente unterbleiben. So wichtig es aber auch ist, die Bedeutung der Arbeit für die Bildung des Preises — der Preis ist nichts Anderes als der in einer Geldsumme ausgedrückte Tauschwerth — anzuerkennen, so thöricht ist es, an einen vom thatsächlichen Marktpreis verschiedenen natürlichen Preis zu glauben, ihn mit mathematischer Genauigkeit berechnen und daraus den gerechten Arbeitlohn ermitteln zu wollen. Der sogenannte Mehrwerth ist nichts Anderes als der Antheil des Fabrikanten am Werthe des Produkts, zu dessen Hervorbringung er Kapital und Leitung der Produktion beigetragen hat. Da er in den meisten Fällen — nicht immer — der Mächtigere ist, kann er sich einen unverhältnißmäßig großen Antheil aneignen; aber bei welcher Summe sein Antheil das richtige Verhältniß übersteigt: Das ver-

mag Niemand zu berechnen. Daher ist alle auf solche Berechnungen verwandte Mühe unnütz verschwendet. Man bleibt auf ungefähre, mehr oder weniger willkürliche Schätzungen angewiesen und nur in dem Falle, daß der Fabrikant schwelgt oder sehr reich wird, seine Arbeiter aber elend leben, darf man zuversichtlich sagen: Hier wird ungerecht getheilt! Daß im marxischen System, dem ganz naturalistischen und materialistischen, von der Gerechtigkeit, einem ‚ideologischen' Begriff, keine Rede sein kann und daß Marx seine ganze materialistische Geschichtauffassung verleugnet, wenn er von Ausbeutung spricht und die Arbeiter durch grelle Schilderung des ihnen zugefügten Unrechts aufregt: auch Das hat Bernstein hervorgehoben. An der Ueberschätzung der marxischen Werththeorie tragen übrigens die bürgerlichen Oekonomen den größten Theil der Schuld, da sie beständig auf der Werthlehre herumreiten und immer neue Werththeorien erfinden, die so werthlos sind wie die marxische; vergeht doch kein Jahr, wo nicht ein paar Dutzend Bücher und Brochuren über das Werthproblem erschienen, das der Hauptsache nach für jeden Verständigen gelöst, in dem Sinn der Werththeoretiker, die den wirklichen oder natürlichen Werth finden und danach den gerechten Arbeitlohn berechnen wollen, unlösbar ist.

Eine zweite Bemerkung betrifft die englische Landwirthschaft. An der Hand des vortrefflichen Buches von König über die Lage der englischen Landwirthschaft weist Bernstein nach, daß die englische Landwirthschaft die durch den großen Preisfall hervorgerufene Krisis der Hauptsache nach überwunden hat. Das macht Königs Darstellung in der That glaubhaft; aber man darf sich nicht verleiten lassen, die Ueberwindung der Krisis nach englischem Muster für wünschenswerth oder auch nur für unbedenklich zu halten. Der Idealzustand, den England nächstens erreicht haben wird, besteht darin, daß gar keine Brotfrüchte mehr angebaut werden, sondern nur noch Viehzucht, Gemüse- und Obstbau betrieben wird und allenfalls einige Handelsgewächse gezogen werden. Dabei kann die Landwirthschaft nicht nur bestehen, sondern sie wirft gerade in dieser Form die allerhöchste Rente ab. Aus der liegnitzer Gegend wurde vor einigen Jahren berichtet, daß einem Kräuter — so heißen in Schlesien die Gemüsebauern — ein Morgen Gurkenacker tausend Thaler gebracht habe. Und natürlich gehen bei hohem Ertrage auch die selbständigen Landwirthe nicht zu Grunde, mögen sie Besitzer oder Pächter sein. Ostelbien brauchte man nur mit betriebsamen Städten zu besäen, dann würden die ostelbischen Bauern durch Gemüsebau und durch den Absatz von Viehprodukten reich werden. Aber bei dieser Organisation der Volkswirthschaft bildet die bäuerliche Bevölkerung nur noch einen kleinen Bruchtheil der Gesammtbevölkerung und muß das ganze Brotgetreide oder der größte Theil davon im Ausland gekauft werden. In diesen beiden Umständen und ihren oft beschriebenen Wirkungen liegt das Bedenkliche unserer wirthschaftlichen Entwickelung. In England konnte die Krisis leicht und schnell überwunden werden, weil dort die Landwirthschaft von Pächtern betrieben wird, denen die Landlords die Pacht ganz oder zum Theil so lange nachließen, bis sich der landwirthschaftliche Betrieb (durch Uebergang vom Körnerbau zur Viehzucht u. s. w.) dem neuen Zustande angepaßt hatte; also zeitweiliger Verzicht auf die Grundrente war das Heilmittel. Dazu bemerkt nun Bernstein, diese Rettung der Landwirthschaft sei der Demokratie zu danken. ‚Die Demokratie hat die Pächter und Landlords genöthigt, auf alle Versuche der Abwälzung der Kosten der Agrarkrisis auf die Volksmasse zu verzichten und die Heilung da zu suchen, wo überhaupt die Ursache der Schwäche Europas gegenüber den neuen

Ländern liegt: bei der Grundrente.' Daß die Grundrente die Verlegenheiten der europäischen Landwirthe erzeugt, ist richtig; dagegen wird man das Verdienst der Demokratie um die leichte Heilung der englischen Agrarnoth bezweifeln dürfen. Die Großindustriellen sind es gewesen, die, freilich mit Hilfe der von ihnen aufgeregten Volksmassen, im Jahre 1846 die Kornzölle beseitigt haben, und an dem Widerstande dieser selben Großindustriellen, die freilich wiederum die Arbeiter auf ihrer Seite gehabt hätten, würde in den achtziger Jahren jeder Versuch, die Kornzölle wieder einzuführen, gescheitert sein. Wie kommt es aber, daß die Landlords, die doch in England so wenig Heilige sind wie anderswo, so großmüthig auf die Rente verzichteten? Weil sie es konnten, ohne ihre soziale Stellung einzubüßen und zu empfindlichen Einschränkungen ihrer Lebenshaltung gezwungen zu sein; weil sie ihr Haupteinkommen schon längst nicht mehr aus der von ihren Pächtern betriebenen Landwirthschaft, sondern aus Gruben, aus Industrie und Handel und aus ihrem eine enorme Rente abwerfenden städtischen Grundbesitz beziehen, — was sie nicht könnten, wenn die Landwirthschaft nicht schon längst die ihr zukommende Bedeutung im Volkshaushalt verloren hätte und die städtische Bevölkerung nicht im Verhältniß zur ländlichen über Gebühr angeschwollen wäre. Wir Deutschen sind noch nicht so weit, deshalb wird es unseren ländlichen Grundbesitzern, die auch meist nicht Pächter sind, sondern selbst wirthschaften, nicht so leicht werden, auf die Grundrente zu verzichten."

II. „Wenn man gezwungen ist, täglich Zeitungen zu lesen, so gewöhnt man sich daran, ohne Murren das Allerwiderwärtigste hinunter zu würgen. Ist aber die Dummheit oder Unverschämtheit, die Lüge oder Heuchelei, die Einem zugemuthet wird, gar zu grob, so verliert man die Geduld und macht seinem Unwillen einmal Luft. In der Reichstagssitzung vom dreizehnten Februar, wo die Freiheit der christlichen Religionübung in China resolvirt und Bebels Zusatzantrag, daß den Missionaren Einmischung in weltliche Angelegenheiten verboten werden solle, abgelehnt wurde, erwiderte der Abgeordnete Bachem auf Bebels Begründung: ‚Als die christlichen Armenier von den Türken massakrirt wurden, war alle Welt entsetzt; die Kulturnationen hätten auch eingreifen müssen, wenn sie es nur gekonnt hätten.' Welche Naivetät! Wer war denn die entsetzte ‚alle Welt'? Außer den Sozialdemokraten ein paar evangelische Pastoren! Die ‚gute' Presse erklärte die ‚angeblichen' armenischen Gräuel für einen englischen Schwindel, die Armenier für nichtsnutziges, keiner Teilnahme würdiges Gesindel und die Abschlachtung ‚einiger Revolutionäre' für einen gerechtfertigten und nothwendigen Akt türkischer Justiz. Und warum konnten denn die Kulturnationen nicht einschreiten? Ist die Türkei durch die paar preußischen Armeeinstrukteure so furchtbar geworden, daß sie den verbündeten Großmächten zu trotzen im Stande wäre? Wie die Dinge liegen, weiß doch jedes Kind. Den Großkapitalisten und Großunternehmern, deren politische Geschäftsträger die englischen, französischen, italienischen u. s. w. Minister sind, ist die Niedermetzelung von etlichen tausend Christen, Juden, Türken oder Heiden so gleichgiltig, daß sie, wenn es das Geschäft so mit sich bringt, keinen Augenblick zögern, selbst ein solches Gemetzel zu veranstalten, sogar unter stamm- und konfessionverwandten Christen; wie Südafrika lehrt. Die Abschlachtung der Armenier störte kein Geschäft, dagegen würde eine Kriegserklärung an die Türkei eine Geschäftsstörung verursacht haben, wenn — was ein ganz lächerlicher und unmöglicher Gedanke ist — die Humanität stark genug gewesen wäre, die Regirungen zu gemein-

samem Einschreiten zu veranlassen. In Ostasien dagegen handelt es sich darum, das chinesische Reich der kapitalistischen Ausbeutung zu erschließen. Hier hat also die Ermordung von Missionaren und anderen Europäern, die an sich das Großkapital und die Diplomatie ganz gleichgiltig gelassen hätte, den erwünschten Vorwand geboten, durch militärisches Einschreiten auf das sich ängstlich abschließende China Zwang auszuüben. Die Gleichstellung der chinesischen mit den armenischen Gemetzeln hat Bebel nicht kräftig genug zurückgewiesen. Man muß sagen: In Armenien wurden die uralten Bewohner und Bebauer des Landes von einfallenden nomadischen Räuberbanden abgeschlachtet; in China haben sich die uralten Bewohner und Bebauer des Landes der ihr uraltes Staatswesen und ihre uralte Gesellschaftordnung mit Umsturz bedrohenden fremden Eindringlinge zu erwehren gesucht und dabei von ihren Landsleuten Die abgeschlachtet, die es verrätherisch mit den Ausländern hielten. Der Abgeordnete Graf Stolberg wunderte sich darüber, daß Bebel uns und die Chinesen als gleichberechtigte Parteien hingestellt habe. Er soll nur—Englisch ist ja wohl jetzt Trumpf — in den Nummern 2359 bis 2362 der Saturday Review die Betrachtungen lesen, die ein John Chinaman über chinesische und westliche Kultur anstellt, und er wird sich noch viel mehr wundern. Mich selbst halte ich nicht für kompetent, in dieser Streitfrage zu entscheiden, aber die Forderung darf Jeder aussprechen, daß die Politik auf dem Standpunkte, den sie einmal eingenommen hat, auch beharren soll. Alle Schritte, die die Mächte bisher in China gethan haben, setzen voraus, daß das chinesische Reich als ein den europäischen Staaten gleichberechtigter Staat anerkannt wird. Negerhäuptlinge kontrahiren keine Anleihen bei den europäischen Banken, errichten keine Gesandtschaften an den europäischen Höfen und die europäischen Mächte schicken zu ihnen keine Gesandten mit einem Stabe von Legationsekretären und Legationräthen. Ist nun China ein anerkannter civilisirter Staat, so hat dieser Staat auch das Recht, lästige oder gefährlich scheinende Ausländer, mögen sie Kaufleute oder Missionare sein, entweder auszuweisen oder ihnen gewisse Bezirke anzuweisen, die sie ohne Gefahr ihres Lebens nicht überschreiten dürfen. Sind aber die Chinesen Wilde, dann ziehe man aus dieser Auffassung auch die Konsequenzen. Man spare im Verkehr mit China den Plunder der diplomatischen Formen und ihre Kosten; man klage nicht über Verletzung des Völkerrechtes, wenn ein Gesandter ermordet wird (als ob Wilde einen Begriff zu fassen vermöchten, der unseren Staatsrechtslehren noch so nebelhaft vorkommt!); man verpflichte sich nicht in Programmen, die Integrität des chinesischen Reiches aufrecht zu erhalten (mit der nicht einmal rein mentalen Reservation, daß, wenn ein Staat seinen Appetit nicht zu bezwingen vermag, auch die anderen zubeißen dürfen)! Und man verfahre, wie es nun einmal in wilden Ländern Brauch ist. Jeder Staat okkupire den Theil Chinas, den er auszubeuten gedenkt, nehme ihn in eigene Verwaltung und sage seinen Missionaren, Händlern und Abenteurern (dort werden es höchstens Hochstapler sein, da es in dem wohlangebauten Lande nicht einmal Hasen, geschweige denn Löwen und Elefanten zu jagen giebt): In unserem Bezirk, unter dem Schutz unserer Kanonen und Truppen, seid Ihr sicher und der Eingeborene, der Euch ein Haar krümmt, verliert seinen Kopf. Entfernt Ihr Euch aber aus unserem Gebiet und wagt Euch ins wilde Innere, so thut Ihrs auf eigene Gefahr; bildet Euch nicht ein, daß wir, um Euch zu schützen oder zu rächen, abenteuerliche Kriegszüge unternehmen und uns noch mehr blamiren werden, als wir uns schon blamirt haben. Das wäre mindestens konsequent gehandelt."

* * *

Im fünften Bande der (von Frau von Bülow bei Breitkopf & Härtel herausgegebenen) „Briefe und Schriften von Hans von Bülow" fand ich zwei Briefe, die als documents humains ungemein reizvoll und für Bülow wie für Nietzsche charakteristisch sind. Nietzsche hatte aus Basel die von ihm komponirte Manfred-Musik zur Beurtheilung an Hans von Bülow geschickt. Der antwortete aus München am vierundzwanzigsten Juli 1872:

„Hochgeehrter Herr Professor,

Ihre gütige Mittheilung und Sendung hat mich in eine Verlegenheit gesetzt, deren Unbehaglichkeit ich selten in derartigen Fällen so lebhaft empfunden habe. Ich frage mich: soll ich schweigen oder eine civilisirte Banalität zur Erwiderung geben oder — frei mit der Sprache herausrücken? Zu Letzterem gehört ein bis zur Verwegenheit gesteigerter Muth; um ihn zu fassen, muß ich vorausschicken: erstlich, daß ich hoffe, Sie seien von der Verehrung, die ich Ihnen als genial schöpferischem Vertreter der Wissenschaft zolle, fest überzeugt, — ferner muß ich mich auf zwei Privilegien stützen, zu denen ich begreiflicher Weise höchst ungern rekurrire; das eine, überdies trauriger Natur: die zwei oder drei Lustren, die ich mehr zähle als Sie, das andere: meine Profession als Musiker. Als Letzterer bin ich gewohnt, gleich Hansemann, bei dem ‚in Geldsachen die Gemüthlichkeit aufhört', den Grundsatz zu praktiziren: in Musiksachen hört die Höflichkeit auf.

Doch zur Sache: Ihre Manfred-Meditation ist das Extremste von phantastischer Extravaganz, das Unerquicklichste und Antimusikalischeste, was mir seit lange von Aufzeichnungen auf Notenpapier zu Gesicht gekommen ist. Mehrmals mußte ich mich fragen: ist das Ganze ein Scherz, haben Sie vielleicht eine Parodie der sogenannten Zukunftmusik beabsichtigt? Ist es mit Bewußtsein, daß Sie allen Regeln der Tonverbindung, von der höheren Syntax bis zur gewöhnlichen Rechtschreibung, ununterbrochen Hohn sprechen? Abgesehen vom psychologischen Interesse — denn in Ihrem musikalischen Fieberprodukte ist ein ungewöhnlicher, bei aller Verirrung distinguirter Geist zu spüren — hat Ihre Meditation vom musikalischen Standpunkt aus nur den Werth eines Verbrechens in der moralischen Welt. Vom apollinischen Element habe ich keine Spur entdecken können; und das dionysische anlangend, habe ich, offen gestanden, mehr an den lendemain eines Bacchanals als an dieses selbst denken müssen. Haben Sie wirklich einen leidenschaftlichen Drang, sich in der Tonsprache zu äußern, so ist es unerläßlich, die ersten Elemente dieser Sprache sich anzueignen: eine in Erinnerungschwelgerei an wagnerische Klänge taumelnde Phantasie ist keine Produktionbasis. Die unerhörtesten wagnerischen Kühnheiten, abgesehen davon, daß sie im dramatischen, durch das Wort gerechtfertigten Gewebe wurzeln (in rein instrumentalen Sätzen enthält er sich wohlweislich ähnlicher Ungeheuerlichkeiten), sind außerdem stets als sprachlich korrekt zu erkennen, — und zwar bis auf das kleinste Detail der Notation; wenn die Einsicht eines immerhin gebildeten Musikverständigen wie Herr Dr. Hanslick hierzu nicht hinreicht, so erhellt hieraus nur, daß man, um Wagner als Musiker richtig zu würdigen, musicien et demi sein muß. Sollten Sie, hochverehrter Herr Professor, Ihre Aberration ins Komponirgebiet wirklich ernst gemeint haben — woran ich noch immer zweifeln muß —, so komponiren Sie doch wenigstens nur Vokalmusik und lassen Sie das Wort in dem Nachen, der Sie auf dem wilden Tonmeere herumtreibt, das Steuer führen.

Nochmals: nichts für ungut! Sie haben übrigens selbst Ihre Musik als ‚entsetzlich‘ bezeichnet — sie ists in der That, entsetzlicher, als Sie vermeinen; zwar nicht gemeinschädlich, aber schlimmer als Das: schädlich für Sie selbst, der Sie sogar etwaigen Ueberfluß an Muße nicht schlechter totschlagen können, als in ähnlicher Weise Euterpe zu nothzüchtigen.

Ich kann nicht widersprechen, wenn Sie mir sagen, daß ich die äußerste Grenzlinie der civilité puérile überschritten habe. ‚Erblicken Sie in meiner rücksichtlosen Offenheit (Grobheit) ein Zeichen eben so aufrichtiger Hochachtung‘: diese Banalität will ich nicht nachhinken lassen. Ich habe nur einfach meiner Empörung über dergleichen musikfeindliche Tonexperimente freien Lauf lassen müssen: vielleicht sollte ich einen Theil davon gegen mich kehren, insofern ich den ‚Tristan‘ wieder zur Aufführung ermöglicht habe und somit indirekt schuldig bin, einen so hohen und erleuchteten Geist wie den Ihrigen, verehrter Herr Professor, in so bedauerliche Klavierkrämpfe gestürzt zu haben. Nun, vielleicht kurirt Sie der ‚Lohengrin‘ am Dreißigsten, der übrigens leider nicht unter meiner Direktion, sondern unter der des regelmäßig funktionirenden Hofkapellmeisters Wüllner gegeben wird (einstudirt hatte ich ihn im Jahre 1867).

Ich bin wiederum in der selben Verlegenheit wie, als ich die Feder in die Hand nahm. Seien Sie mir nicht zu böse, verehrter Herr, und erinnern Sie sich meiner gütigst nur als des durch Ihr prachtvolles Buch — dem hoffentlich ähnliche Werke bald nachfolgen werden — wahrhaft erbauten und belehrten und deshalb Ihnen in vorzüglichster Hochachtung dankergebensten

Hans von Bülow.“

Das Buch, von dem Bülow spricht, war die „Geburt der Tragoedie“. Erst nach drei Monaten, am neunundzwanzigsten Oktober, antwortete Nietzsche:

„Verehrter Herr,

Nicht wahr: ich habe mir Zeit gelassen, die Mahnungen Ihres Schreibens zu beherzigen und Ihnen dafür zu danken? Seien Sie überzeugt, daß ich nie gewagt haben würde, auch nur im Scherze, Sie um die Durchsicht meiner ‚Musik‘ zu ersuchen, wenn ich nur eine Ahnung von deren absolutem Unwerth gehabt hätte! Leider hat mich bis jetzt Niemand aus meiner harmlosen Einbildung aufgerüttelt, aus der Einbildung, eine recht laienhaft groteske, aber für mich höchst ‚natürliche‘ Musik machen zu können. Nun erkenne ich erst, wenn auch von fern, von Ihrem Brief auf mein Notenpapier zurückblickend, welchen Gefahren der Unnatur ich mich durch dies Gewährenlassen ausgesetzt habe. Dabei glaube ich auch jetzt noch, daß Sie um einen Grad günstiger — um einen geringen Grad natürlich — geurtheilt haben würden, wenn ich Ihnen jene Unmusik in meiner Art, schlecht, doch ausdrucksvoll, vorgespielt hätte: Mancherlei ist wahrscheinlich durch technisches Ungeschick so querbeinig aufs Papier gekommen, daß jedes Anstands- und Reinlichkeitgefühl eines wahren Musikers dadurch beleidigt sein muß.

Denken Sie, daß ich bis jetzt, seit meiner frühsten Jugend, somit in der tollsten Illusion gelebt und sehr viel Freude an meiner Musik gehabt habe! Sie sehen, wie es mit der ‚Erleuchtung meines Verstandes‘ steht, von dem Sie eine so gute Meinung zu haben scheinen. Ein Problem blieb es mir immer, woher diese Freude stamme. Sie hatte so etwas Irrationelles an sich; ich konnte in dieser Beziehung weder rechts noch links sehen, die Freude blieb. Gerade

bei dieser Manfred-Musik hatte ich eine so grimmig, ja höhnisch-pathetische Empfindung, es war ein Vergnügen, wie bei einer teuflischen Ironie! Meine andere ‚Musik‘ ist, was Sie mir glauben müssen, menschlicher, sanfter und auch reinlicher.

Selbst der Titel war ironisch — denn ich vermag mir bei dem byronischen Manfred, den ich als Knabe fast als Lieblingsgedicht anstaunte, kaum mehr etwas Anderes zu denken, als daß es ein toll-formloses und monotones Unding sei. Nun aber schweige ich davon und weiß, daß ich, seit ich das Bessere durch Sie weiß, thun werde, was sich geziemt. Sie haben mir sehr geholfen, — es ist ein Geständniß, daß ich immer noch mit einigem Schmerz mache.

Gedenken Sie meiner, verehrter Herr, freundlich und vergessen Sie, zu meinen Gunsten, die musikalische und menschliche Qual, die ich Ihnen durch meine unbesonnene Zusendung bereitet habe, während ich Ihren Brief und Ihre Rathschläge gewiß nie vergessen werde. Ich sage, wie die Kinder sagen, sie etwas Dummes gemacht haben: ‚Ich wills gewiß nicht wieder thun‘ verharre in der Ihnen bekannten Neigung und Hochschätzung als

Ihr stets ergebener

Friedrich Nietzsche

* * *

„Die Chinesen sind ein stolzes — Einige sagen: ein hochmüthiges — aber sie haben sehr gute Gründe für ihren Stolz und ihr Hochmuth kann entschu werden. Fern von der übrigen Welt haben sie für sich dahingelebt und ihre e Kultur entwickelt. Der ihren Gottesdienst beherrschende Gedanke ist kindliche L Ehrfurcht vor dem Alter, die mit jeder Generation, die sie weiter überliefert, f ordnet alle Einzelheiten des Lebens in Familie, Gesellschaft, Staat. Sie sin vom vorwiegenden Verstand beherrschtes Volk, und wenn ein Streit entsteht, es die Berufung auf das Recht, die ihn schlichtet, denn dreißig oder mehr Jahr derte haben dazu beigetragen, dieses anerkannte oder vererbte Rechtsbewußtse bestärken, und so mächtig ist dieses Gefühl, daß, um ihnen Etwas als Recht d stellen, es von einer Macht getragen sein muß, die mehr als Schrecken einzuf im Stande ist. Die Beziehungen des Herrschers zum Volk und von Mensch zu M sind so lange autoritativ geregelt und anerkannt worden, daß das Volksleben feststehende Pflichten bis ins Kleinste bestimmt ist, während die natürliche Ei lung des Reiches in Provinzen so vorzüglich durch provinzielle und interprovin Einrichtungen unter der Centralverwaltung ergänzt ist, daß überall das Gesetz he und Unordnung die Ausnahme bildet. In keinem anderen Lande genießt die Bil so viel Achtung und Ehre, bringt so viel Nutzen und trägt so hohe Belohnunger auf ihrer schwanken Leiter, die breit am Fuße, schmal an der Spitze ist, kan Sohn des ärmsten Bauern zu den höchsten Stellungen in nächster Nähe des Th emporklimmen; und so groß ist die Verehrung für die Schriftzüge, die ein Uebertragungmittel des Gedankens, daß es als Entweihung gilt, auf ein beschrie oder bedrucktes Blatt Papier zu treten.“ Diese Sätze hat vor ein paar Wochen Robert Hart niedergeschrieben, Europas bester Kenner chinesischer Kultur.

* * *

Herr Max Nordau, der gute Stilist und schlechte Psychologe, zeichne nicht gerade durch Wohlwollen für die Gattung homo sapiens aus. Seine

ist von Schurken und Schwindlern, paralytischen Verbrechern und schwachsinnigen Narren bevölkert und von allen Gestalten, die heute der kultivirten Menschheit groß scheinen, hat er keine je anerkannt. Dem Führer der Zionisten ist Ibsen ein hohlköpfiger Faselhans, Wagner ein komoediantischer Charlatan, Zola — freilich nur vor der Dreyfuszeit — ein Kopromane, Nietzsche ein tobsüchtiger Stammler mit allen Symptomen der Graphomanie, Tolstoi ein degenerirter Mummelgreis. Auch Boecklin, Rodin, Maupassant, Maeterlinck und unzählige Andere hat er unter Hohngelächter ins Dunkel gewiesen. Giebt es, so durfte man fragen, auf dieser Erde denn keine Persönlichkeit, auf die Herr Nordau in ehrfürchtiger Bewunderung blickt, auf dem weiten Rund nicht eine einzige? Doch; an einem Februarsonntag hat er den Kunden der Tante Voß sich als Bewunderer Milans, weiland Königs von Serbien, enthüllt. Den rettet er aus den Schleiern, in die eine Truglegende ihn gewickelt hatte. Milan, so erzählt uns Herr Nordau, war ein gekrönter Philosoph, ein Mann von ganz ungewöhnlicher Geisteskultur, eine vornehme Seele, die sich zu hoch dünkte, um der Verleumder zu achten. Er führte ein sehr bescheidenes, sehr zurückgezogenes Leben, förderte junge Künstler, verkehrte in reinster Freundschaft mit einer Tänzerin der pariser Oper, hatte nur mit einer einzigen Dame erotische Beziehungen und „gestattete anderen Frauen nie, in seinem Leben eine Rolle zu spielen". Wie dieser auf einsamer Höhe schwärmende Adelsmensch unter der Pflicht litt, seine Landsleute zu Dutzenden morden zu müssen: Das erzählt der Retter uns leider nicht. Auch nicht, wie schwer es der vornehmen Natur ward, in weinerlichen Bettelbriefen Pumpversuche bei der früheren Ehefrau zu machen. Schade. Immerhin aber wissen wir nun, wie sich im Hirn des Herrn Nordau das Ideal menschlicher Größe malt.

* * *

Zwanzig Mark wird nächstens jeder Reichstagsabgeordnete für jeden Sitzungtag erhalten. Die Formfrage wird noch erörtert, aber der Handel — schon vor Wochen wurde es hier erzählt — ist abgeschlossen. Da wäre es doch praktisch, die Erfahrungen anderer Völker aus den Ländern älterer parlamentarischer Kultur sich gleich jetzt nutzbar zu machen, um spätere Enttäuschungen zu vermeiden. In Frankreich ist auf die Diäten verschuldeter Deputirten von den Gläubigern oft Beschlag gelegt worden. Der von Belleville abgeordnete lustige Tony Révillon, dessen Diäten stets gepfändet waren, pflegte, wenn er auf vier Jahre wiedergewählt war, zu sagen: „Meine Manichäer können lachen: ich bringe ihnen abermals sechsunddreißigtausend Francs ein!" Augenblicklich, so erzählt man im Palais Bourbon, werden hundertundfünfzig Abgeordnete von Gerichtsvollziehern verfolgt und auf Montmartre wird eine Posse gespielt, deren Held, ein ruinirter Lebemann, von seinen Gläubigern gedrängt wird, ein Mandat anzunehmen, weil sie kein besseres Mittel wissen, zu ihrem Gelde zu kommen. Unter solchen Umständen ists nur natürlich, daß eine Deputirtengruppe den Antrag gestellt hat, die Diäten — fünfundzwanzig Francs für den Tag — mögen künftig incessibles et insaisissables sein. Dann könnten die Gläubiger nicht heran. Eine solche Bestimmung könnte auch bei uns nützlich wirken und sollte sofort ins neue Gesetz aufgenommen werden. Die Ausübung des Mandates wird nun ja zum einträglichen Beruf, den das Gesetz schon im Staatsinteresse vor Störung schützen muß. Bald werden glückliche Empfänger des Einjährigenzeugnisses auf die Frage, was sie werden wollen, dem besorgten Vater antworten: Volksvertreter.

Tingeltangel.

Der Adel steigt von seinen alten Burgen. In Schlesien ist der geriebenste Kaufmann ein Fürst und in Berlin zieht der Sohn eines reichsfreiherrlichen Hauses jeden Abend jetzt hellgraue Hosen und einen braunen Frack mit Goldknöpfen an, schminkt Wangen und Wimpern und bewirthet, gegen Entgelt, die versammelte Plebejerschaar zwei Stunden lang mit Witzen. Und dabei wird in Bezirksvereinen gewinselt, die Demokratie habe sich im deutschen Norden noch immer nicht durchgesetzt. Früher betraten nur Niggerkönige, betitelte Abenteurer und entlaufene Prinzenweiber Tabarins Narrenbrett; jetzt hat ein Edelmann ohne Fleck und Tadel sich als Tingeltangeldirektor etablirt. Herr Ernst von Wolzogen, aus der jüngeren Linie des Reichsfreiherrngeschlechtes, das vor dem Dreißigjährigen Krieg schon in Tirol und Niederösterreich saß, hat am Alexanderplatz sein Buntes Theater eröffnet, an dessen Kasse seit Wochen sich die Menge drängt. Zeigen da schöne Frauen ihrer Glieder entschleierte Pracht? Nein. Werden neue Kunststücke, nie gesehene Kombinationen vorgeführt, ungewöhnlich geistreiche Couplets gesungen? Auch nicht. Die great attraction ist der Herr Direktor. Es schmeichelt der kleinen und erst recht der großen Bourgeoisie, den Commis und Assessoren, Butterhändlern und Kommerzienräthen, die täglich den Saal bis in den letzten Winkel füllen, daß der Herr Baron da oben sich für sie so bemüht. Und er bemüht sich wirklich; man merkts. Er behandelt das Publikum nicht mit lustiger Herablassung, wie seine artistischen Vorfahren, die Bruant, Salis, Fursy, in Paris thaten und thun. Er tritt artig vor die Kundschaft, mit ergebenst gebeugtem Haupt, wie vor einen Souverain, servirt mit höflichem Lächeln seine Leckereien und scheint selig, wenn den Gästen gefällt, was die wohlweise Censur ihm anzurichten erlaubt hat.

Es ist keine getrüffelte Kost. Ein niedliches Altväterliedchen des Herrn Bierbaum: „Ringelringelrosenkranz, ich tanz' mit meiner Frau, wir tanzen um den Rosenbuch, klingklanggloribusch, ich dreh' mich wie ein Pfau.“ Und so weiter; fidel und harmlos. Ein paar Pierrotpantomimen, denen jeder Hauch südlicher Lebenslust fehlt; und wie weit ist es vom Alexanderplatz erst bis zu Steinlen und Willette und deren grazilem Pierrot morne! Eine gar nicht kurzweilige Höhnung des edlen Herrn d'Annunzio, eine munterere des auf Kommando dichtenden und trachtenden Herrn Lauff. Eine dem armen, schutzlosen Andersen auf der Hintertreppe nachempfundene Historie vom Träumen und Sehnen einer Streichholzverkäuferin, die auch gern mal knisternde Röckchen tragen möchte. Eine zierlich gereimte Keckheit des Oesterreichers Hugo Salus: „Chansonnette“. Damit ist nicht, wie die Grammatik verlangt, das Lied, sondern, wie es längst leider in Deutschland Mode geworden ist, die Sängerin gemeint, die Chansonnettesängerin. Der baumeln die Beinchen so nett vom Bettrand herunter, wenn sie abends die schwarz-

seidenen Strümpfe auszieht, und in diese Beinchen vergaffen an einem Fürstenhof sich der fette Kronenträger und dessen junger Sohn; eine allerliebste Aventiure. Zwei vom freiherrlichen Direktor verfaßte Couplets sind weniger nett, lassen sich aber anhören. Herr von Wolzogen selbst plaudert mit dem Publikum und trägt Gedichte vor. Eins von einem Assessor, der sich einer dürren Alten ins Ehebett verkauft hat und in der Hochzeitnacht nun, unter Italiens Himmel, nach frischem Fleisch schmachtet. Nicht sehr appetitlich; Herr von Wolzogen ist ein Mann von vielen Graden und mannichfachen Talenten, nur sind die Grazien ihm ausgeblieben und er quält sich so überhitzig um Ersatz, daß der starke Dichter des „Lumpengesindels" oft kaum noch wiederzukennen ist. Grotesk und deshalb schmackhafter ist die Mär von dem uralten Karpfen, der behaglich, ohne nach Namen und Art zu fragen, am weichen Fleisch einer bläulich gedunsenen Wasserleiche herumschmatzt. Der Herr Baron trägt gut vor; für meinen Geschmack ein Bischen zu theatralisch, mit zu vielen Kniffen des Komoedianten, aber gerade darum sehr wirksam. Er hat auch seine Leute gut gedrillt. Nur darf man nicht vergessen, daß solche Leistungen auch in Dilettantenvorstellungen nicht selten sind, daß mancher Weinreisende seine Sache besser macht als irgend ein Mitglied der freiherrlichen Truppe und daß es auf Künstlerfesten viel lustiger und belustigender zuzugehen pflegt.

Das neue Unternehmen wird „Ueberbrettl" genannt. Der Name klingt allzu stolz. Die großen Tingeltangel bieten viel mehr und viel Besseres. Da sieht man die Otero und die Guerrero, Loïe Fuller und die Saharet, hört man die Colly und die Mallet, wird man nächstens sogar die Calvé hören, die in zwei Welten als feinste Carmensängerin gefeiert wird. Da stehen erste Operettenspielerinnen an zweiter Stelle. Natürlich; denn da werden Gagen bezahlt, die eines Bankdirektors Neid wecken könnten: dreitausend bis sechzigtausend Mark für den Monat; und die Abendleistung darf nicht länger dauern als fünfzehn bis zwanzig Minuten. Und welche Abwechselung von den Excentrics bis zum Kinematographen! Welcher Aufwand von Arbeit, Disziplin, Intelligenz! In keinem deutschen Theater nimmt man die Sache so ernst. Es ist eine Lust, zu sehen, wie diese Akrobaten, Jongleure, Gymnastiker ihre Leiber in der Gewalt haben und scheinbar spielend jegliche Schwierigkeit überwinden. Wir glauben an die Zauberkünste und „Illusionen" nicht mehr, die gelbe oder weiße Hexenmeister uns vorgaukeln; aber wir müssen das System bewundern, das solche Täuschung ermöglicht, die klug ersonnene und mit unermüdlichem Fleiß eingeübte Zeichensprache, die zwischen dem Zauberer und seinen Gehilfen den nie versagenden Rapport schafft. Zwei Männer sitzen mit verbundenen Augen auf der Bühne. Ein Dritter, der gebietende Magus, geht durch die Reihen der Zuschauer und läßt sich ins Ohr sagen, welche Melodie Jeder und Jede hören, welches Portrait sehen will. Dann reckt er

den Arm und die Männer mit der Binde machen sich an die Arbeit: der Eine spielt Lohengrin, Mikado oder den Rixdorfer, der Andere zeichnet mit Kreide den geforderten Kopf, Bismarck oder Bebel, Emil Thomas oder Alfred Dreyfus, auf die Schiefertafel. Solche Tingeltangelwunder hätte nicht einmal der alte Horaz verdammt; sie unterhalten ja und belehren zugleich. Dagegen ist das Bunte Theater, mit seinen fünf, sechs Mimen und der erkünstelten Lustigkeit seines Zappelpierrot, etwas eintönig. Die Liedertexte sind hier freilich nicht so albern wie dort, wo es über den Lieutenant, die Brillantentänzerin, den Pantoffelhelden und die Schwiegermutter kaum je hinausgeht. Aber die Gesammtleistung, die an guten Abenden dort den Gipfel artistischer Technik erreicht, bleibt hier in freundlichem Dilettantismus stecken.

Von den cabarets artistiques des Montmartre ist viel geredet worden; ihnen soll das Bunte Theater nachgebildet sein. Du lieber Himmel! Die Pariser, die ihre Stadt gar zu gern schlecht machen, sagen längst, Montmartre sei tot; die schönen Tage des Chat Noir sind ja auch wirklich vorbei und ein lyrisches Pöbelgenie vom Range Bruants ist noch nicht wieder erstanden. Der unverwöhnte Fremdling aber erlebt in der Bodinière, bei den Mathurins und bei Fursy heute noch Genüsse, die er nicht leicht vergißt. Enge, kleine Säle ohne Luxusschmuck. Keine Spur von Theater; weder Dekorationen noch Kostüme in den eigentlichen Cabarets. Auf dem Brettergerüst steht ein Klavier, an dem der Begleiter sitzt. Neben ihn stellt sich ein Herr, im Straßenanzug, ungeschminkt, unfrisirt, grüßt mit kurzem Nicken die Hörer und singt oder spricht ein selbst verfaßtes Lied. Keine Geste; die Meisten stecken die Hände in die Taschen. Ist Einer fertig, so nennt er den Namen des Nächsten, verschwindet, — und die Sache geht weiter. Gewöhnlich tritt auch eine Dame auf, eine einzige, aber nicht im Artistenkostüm, nicht mit nackten Beinen oder auffällig entblößter Brust. Nur das Wort soll wirken; und es wirkt. Alles wird hier behandelt; die beiden großen Gegenstände aber sind Erotik und Politik. Ein blutjunger blonder Nordfranzose peitscht mit pathetischen Versen den Haß gegen England auf; wie die bretonischen Wölfe einst die fremden Räuber ins Meer trieben, so werden sie, wenn wieder die Stunde schlägt... Ein Sturm, daß der Saal dröhnt; schade: hier könnte der deutsche Kanzler die pariser Stimmung kennen lernen. Noch besser aus Hyspas Burenlied mit dem Refrain: Maxim, Maxim, Dum-Dum. Méviſto der Aeltere erzählt, wie Herr Emile Loubet sich im Präsidentenpalast langweilt. Das hatte der Mann aus Montélimar sich ganz anders gedacht; täglich Waldecks, des Staatsretters, Hand zu schütteln, ist ein recht bescheidenes Vergnügen. Dann werden Mounet-Sully, Sarah und Réjane kopirt; ohne jeden Apparat, aber mit grausamster Geißelung ihrer Manieren und Mätzchen. Jeder politische, gesellschaftliche, literarische, theatralische Vorgang ist eines Chansonniers flink erjagte Beute und jede An-

spielung, auch die leiseste, wird verstanden. Der Vortrag ist, selbst in Fursys derberen chansons rosses, immer diskret, geht über Andeutungen nicht hinaus und hält sich von Coulisseneffekten vorsichtig fern. Die Vortragenden wollen nichts Anderes sein als Dilettanten, Herren aus der Gesellschaft, die so freundlich sind, für die Erheiterung der anderen Gäste zu sorgen. Alles Histrionenthum ist verbannt. Fursy trinkt mit Freunden unten am Schänktisch seinen bock, legt dann die Cigarre weg, klettert aufs Podium und singt ein paar Lieder. Und das Dichten ist da keine umständliche Sache. Was um Fünf in den Abendblättern stand, ist um Neun schon in lustige Reime gebracht und jeden Abend giebts einen neuen Vers.

Das wäre, selbst wenn die Talente sich fänden, in Berlin nicht nachzumachen. Wir sind prüde, haben längst verlernt, Natürliches natürlich zu empfinden, und sind an politische Satire auf den Brettern nicht mehr gewöhnt. Welches Entsetzen ergriffe wohl unsere würdigen Censoren, wenn die Hunnenreden des Herrn von Goßler oder die Spazirgänge des Herrn Brefeld in Couplets gebracht würden oder gar ein schnöder Schreiber wagte, den Kanzler scherzend einen Camporealpolitiker zu nennen! Kann nicht geduldet werden, sagt Goethes Spießer. Wir haben das Maul zu halten, stramm zu stehen und, wenn eine Hofkutsche vorbeifährt, Hurra zu rufen. Deutsche Courteline und Brieux wären unmöglich; denn wie dürfte dreister Spott sich an die heilige Richterrobe wagen? So haben unsere Tingeltangel jeden Zusammenhang mit dem Leben des Tages verloren. Patriotismus ist ihnen erlaubt; sogar im Cirkus wird China seit ein paar Monaten allabendlich von deutschen Kriegern christianisirt. Auch poses plastiques und ähnlichen Kitzelkram läßt die Behörde passiren und die five sisters durften Jahre lang ihr Katzenlied gröhlen. Unser ganzes Theaterwesen nähert sich mit jedem Jahr eben mehr englischen Zuständen. Im Empire sind die Kostüme viel kostbarer und die Mädchen viel hübscher als im Metropol-Theater, die Farben sind feiner getönt, die Spaßmacher erträglicher; im Grunde ists aber die selbe Sache. Nur haben die Engländer noch eine nationale Komik, die namentlich in der Parodie manchmal bis zu den kecksten Humoren aufsteigt; wir haben den unermeßlichen Littke-Carlsen, die Stettiner Sänger und die Gebrüder Herrnfeld. Raum genug ist für den Freiherrn von Wolzogen also vorhanden, trotz den Schranken, die der cant und der Büttel ringsum errichtet haben. Raum und lohnende Arbeit. Mindestens zehntausend Menschen gehen in Berlin an einem Abend in Spezialitäten-Theater. Es wäre schon eine ansehnliche Kulturleistung, wenn diese Masse sacht an geistigere Genüsse gewöhnt werden könnte. Herr Bierbaum hat in einem Brettlbrief ganz richtig gesagt: wenn Künstler von Weltruf Möbel, Teppiche, Kleider und Vorhänge zeichnen, können wir Poeten auch, ohne die Würde des vates zu opfern, Variétélieder dichten. An Talenten fehlt es nicht; außer den schon jetzt dem neuen Unternehmen Gewonnenen fallen Einem noch

Viele ein: die Herren Hopfen, Fulda, Schnitzler, Bahr, Holz, Dehmel, Hofmannsthal, Avenarius, Wedekind, Busse, Blumenthal, Ernst, Goldmann, Thoma, Ostini. Von Liedern allein aber könnte, bei der herrschenden Zimperlichkeit, ein deutsches Tingeltangel nicht lange leben. Das ganze Repertoire der Bodinière müßte herangezogen, die ganze junge Malergilde mobil gemacht werden. Rudolf Salis hat, im Bunde mit Caran d'Ache, im Chat Noir das Schattenspiel zu einer Kunsthöhe erhoben, von der die feinsten Pariser heute noch entzückt sprechen. Ein Dreibund Wolzogen-Heine-Hofmann könnte vielleicht eben so Gutes leisten. Auf solcher Artistenbühne wäre auch für Maeterlincks Marionettenspiele und Bouchors zierliche Mysterien der richtige Platz. Den Pierrot sollte man bei seiner Colombine schlafen lassen. Der lebt dem Deutschen nicht, wird auf deutschen Bühnen immer ein Fremdling bleiben. Aber für witzige Improvisatoren müßte gesorgt sein, die im Stande sind, ohne anzustoßen, Tagesereignisse rasch zu reimen. Und für nette Musik und elektrotechnische Scherze. Die Technik muß mitthun, sonst wird nichts Rechtes daraus; auf Technikerfesten werden manchmal allerliebste Sächelchen gemimt. Und das Ganze darf nie an das Alltagstheater erinnern. Der Herr Direktor sollte sich abschminken und den Frack in die Requisitenkammer hängen.

Das Unternehmen des Herrn von Wolzogen ist, mit all seinen Mängeln, ein löblicher Versuch. Auf die Länge wird dieses intime Tingeltangel des gebildeten Mittelstandes die Konkurrenz der alten Spezialitätenbühnen aber nicht ertragen können. Das Apollo-Theater ersetzt an kalten Abenden den Nordweststrich der Friedrichstraße und unter dem Sternenhimmel des Wintergartens kann man gut essen, vor Neideraugen Sect trinken und die Effektivstärke der theureren Prostitution prüfen. Das sind starke Reize. Auch wird mehr geboten; nicht gerade Erheiterndes, aber doch manche Leistung, die der Kühlste bewundern muß. Uns fehlt ein Ort, wo man sich amusirt, wo man lachen kann, ohne sich vor kultivirten Nachbarn der Lustigkeit schämen zu müssen. Unser Tingeltangel ist, wie unser Cirkus, seit Jahrzehnten unverändert geblieben. Gymnastiker, nackte Mädchen, eine tremolirende Tirolerin, musikalische Excentrics, boxende Pudel, ein Zauberer aus Indien oder China, eine spanische oder kreolische Tänzerin. Ungefähr so wars auch vor der Gründung des Reiches. Nur die Ausstattung ist üppiger geworden und das Mutoskop ist hinzugekommen. An eine Wirkung durch das Wort wird nicht mehr gedacht. Herr von Wolzogen ist resolut und, trotz der Abstammung, echtes Theatervollblut. Er geht nicht von Theorien aus, will nicht ein Genre veredeln oder den von Bierbaum entdeckten „Variéténerven" Futter schaffen, sondern seine persönlichen Talente zur Geltung bringen und nebenbei tüchtig Geld verdienen. Ganz nebenbei natürlich nur; denn ein Freiherr, der auf Tabarins Narrenbrett klettert, sieht vor seines Geistes Auge sicher ein höheres Ziel als ein bürgerlicher Tingeltangeldirektor. M. H.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von Albert Damcke in Berlin-Schöneberg.